LIBRARY OF CONGRESS.

Chap. F2513

Shelf .F86

UNITED STATES OF AMERICA.

Beiträge

zur

näheren Kenntniß

des

Kaiserthums Brasilien

nebst einer

Schilderung der neuen Colonie Leopoldina und der wichtigsten Erwerbzweige für europäische Ansiedler, so wie auch einer Darstellung der Ursachen, wodurch mehrere Ansiedelungen mißglückten

von

Georg Wilhelm Freyreiß

Naturforscher Sr. Majestät des Kaisers von Brasilien, der Königl. Stockholmischen Akademie der Wissenschaften, der Kais. Königl. Gesellschaft der Naturforscher zu Moskwa, der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M., und der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde Mitglied, so wie auch der Leipziger naturforschenden Gesellschaft Ehrenmitglied.

Erster Theil.

Frankfurt am Main.

Gedruckt und verlegt bei Johann David Sauerländer.

1824.

only published

LIBRARY OF CONGRESS 1869 CITY OF WASHINGTON

2-16553

Sr. Excellenz

dem

ersten Staatsminister Seiner Kaiserl.
Majestät von Brasilien,

Herrn

Jose Bonifacio de Andrada e Silva.

Ew. Excellenz haben durch die großen und glücklichen Bemühungen, deren Ziel das Glück und die Unabhängigkeit Brasiliens und seiner braven Söhne ist, das schöne Bewußtseyn errungen, daß man nicht nur den weisen Staatsmann sondern auch den wohlthätigen Vaterlandsfreund in Ew. Excellenz verehrt.

Von gleichen Gefühlen durchdrungen ist es mein herzlichster Wunsch Ew. Excellenz ein Buch widmen zu dürfen, dessen Inhalt zur Absicht hat von einem der wichtigsten Länder der Welt, von Brasilien, an das meine Vorliebe mich seit zehn

Jahren fesselt, nähere und getreuere Nachrichten in meinem Vaterlande zu verbreiten, zu denen mir meine vieljährigen Reisen in Brasilien die Materialien lieferten.

Möge es Ew. Excellenz demnach gefallen die Freiheit die ich mir genommen zu verzeihen, und sie als einen Beweis meiner Anhänglichkeit an Brasilien und an Ew. Excellenz zu entschuldigen, mit der ich die Ehre habe zu seyn

Ew. Excellenz

unterthäniger

G. W. Freyreiß.

Vorerinnerung.

Kein Land in der Welt hat in der neuesten Zeit mehr Aufmerksamkeit erregt, als das von der Natur so außerordentlich reich begabte Brasilien, von dem eine mißtrauische Politik den Fremden drei Jahrhunderte hindurch entfernt hielt, bis endlich die Ankunft des Hofes von Lissabon, und der Einfluß der Engländer, die Schranken jenes Verbotes durchbrachen. Seitdem haben sich Männer von Verdienst und Kenntnissen um die Wette beeifert, Nachrichten über Brasilien zu sammeln und sie der Welt mitzutheilen. Und so wie es nicht geleugnet werden kann, daß der erste der Brasilien und dessen natürliche Erzeugnisse vor beinahe

dreihundert Jahren kennen zu lernen bemüht war und uns treue Nachrichten darüber mittheilte, Marcgraf, und ein Deutscher war, so sind es auch jetzt vorzüglich Deutsche, die sich um Brasilien und die Wissenschaft, auf dieselbe Weise verdient zu machen suchen. — Die Beobachtungen dieser neueren Forscher sind jedoch entweder nicht im Druck erschienen, oder die Werke derselben sind zu kostbar oder zu gelehrt, um allgemein verbreitet zu werden und der Absicht zu entsprechen, die ich mir bei Bekanntmachung nachstehender Blätter, zum Ziel gesetzt habe. Denn noch immer wird Brasilien bald als ein Feenland von Europa aus bewundert, bald durch nachtheilige Berichte armer Ausgewanderten als das Gegentheil betrachtet. Diejenigen, die in diese Irrthümer verfielen, folgten entweder zu sehr, während eines gewöhnlich kurzen Aufenthalts, den ersten Eindrücken der schönen Natur der Tropenwelt, die um so mächtiger wirken mußten, als sie sich von neuen und interessanten Gegenständen, oft erst nach einer langen und gefahrvollen Seereise, umgeben sahen; oder ihre Hoffnungen schlugen fehl und sie schilderten ein aller-

dings herrliches Land, nach den ihnen hier aufgestoßenen Widerwärtigkeiten, verächtlich. Letztere sind jedoch unstreitig die kleinere Zahl und schaden nur wenig in Vergleich mit jenen, die durch enthusiastische und romantische Erzählungen, Leute auszuwandern bewegen, die, wenn sie nicht finden, was sie zu finden glaubten, höchst unzufrieden sind, wie es bei den bisher eingewanderten Ansiedlern meistens der Fall war. Dem Staate und meinen Landsleuten glaube ich daher zugleich nützlich zu werden, wenn ich in meinem Werke versuche eine möglichst genaue Schilderung von Brasilien mitzutheilen, zu der mich ein zehnjähriger Aufenthalt und die Ueberzeugung auffordern daß diejenigen Colonisten am besten gedeihen, und dem Staate am nützlichsten sind, die ohne überspannte Erwartungen und im Besitz der nöthigen Landeskenntniß, ihr Vaterland verlassen, und ihr Glück in Brasilien zu gründen kommen.

Ohne das, auch in anderer Beziehung wichtigste zu übergehen, habe ich daher hauptsächlich auf dasjenige Rücksicht genommen, was auf die Oekonomie des Menschen und ihn selbst Bezug hat.

In der Folge und besonders wenn es mir gelingt meine längst entworfene Reise nach dem Amazonenstrome und den westlichen Grenzen Brasiliens auszuführen, wovon ich seither durch politische und andere Verhältnisse abgehalten wurde, werde ich meine darauf gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen in einem besondern Anhange zu diesem Werke folgen lassen, und mich glücklich schätzen, wenn meine Beiträge zur näheren Kenntniß Brasiliens den Beifall sachkundiger Männer erhalten.

Rio de Janeiro im Januar 1824.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite.

1. Kapitel. Allgemeine Bemerkungen über Brasiliens geographische Lage, seine Gebirge, Seen, Flüsse u. s. w. 1

2. Kapitel. Clima 13

3. Kapitel. Mineralreich 22

4. Kapitel. Pflanzenreich 37

5. Kapitel. Thierreich 47

a) Säugthiere 52

b) Vögel 56

c) Amphibien 61

d) Fische, Weichthiere (Mollusken) und Krustenthiere . . 65

e) Insekten, Würmer, Zoophyten 67

Seite.

6. Kapitel. Von den Bewohnern Brasiliens 82

1) Unterthänige und freie Urbewohner 83

2) Europäer und ihre Abkömmlinge 130

3) Freie Neger, afrikanische Sklaven und einiges über den Sklavenhandel . . . 141

Erstes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über Brasiliens geographische Lage, seine Gebirge, Flüsse, u. s. w.

Die Ausflüsse der beiden Riesenströme, des Amazonen- und des La Plata-Stromes, bilden östlich die trefflichste natürliche Gränze von diesem neuen Kaiserthume; weßwegen sie schon von den älteren Schriftstellern im poetischen Sinne, bald mit zwei ungeheueren Cristall-Säulen, auf denen das Reich ruhe, bald auch mit zwei Riesen, die es vertheidigen, verglichen wurden. Eben so nannte man figürlich jenen den goldnen, diesen den silbernen Schlüssel des Reichs.

Aber auch westlich ist es der Lauf der beiden genannten Ströme, welcher hauptsächlich die Gränze zwischen den brasilianischen und den ehemals spanischen Besitzungen trennt, so daß man die geographische Breite von Brasilien zu 200 bis 350 deutsche Meilen annimmt.

Brasilien hat lange und ausgedehnte Gebirgszüge, welche sich größtentheils an der Küste von Norden nach Süden erstrecken, und sich unmerklich nach Westen in das Gold und Diamanten reiche Hochland der innern Provinzen verlaufen, wo sie die spanischen Cordilleras erreichen, von denen sie ohnstreitig als östliche Arme angesehen werden können.

Die Lagerung dieser Gebirgszüge, deren bedeutendste Höhe nach den sichersten Messungen nicht 4000 Fuß übersteigt, ist von der in andern Welttheilen beobachteten, nicht abweichend *).

Granit bildet auch hier die Basis des Gneises, des Glimmerschiefer's, des Sienit's und Thonschiefer's. Gneis ist aber die verbreiteste Gebirgsart des Küstengebirges, und giebt dem Lande von Osten, da sie gewöhnlich in kegelförmigen Kuppen und

*) v. Eschwege Journal.

Bergen vorkommt, ein eigenes Ansehen, so daß selbige aus gewisser Ferne, oder von der See aus betrachtet, leicht Basalt oder ausgebrannte Vulkane zu seyn den Anschein haben. Bis jetzt hat man jedoch weder Vulkane, noch Basalt oder andere vulkanische Produkte in Brasilien entdeckt; auch wage ich es nicht, am Strande zwischen Ilheos und Porto-Seguro gefundene Bimmsteine, hierher zu rechnen, da selbige durch nördliche Strömungen herbeigeführt seyn können. Merkwürdig sind jedoch sehr schwache Erdbeben, welche man in der Provinz von Rio de Janeiro und der Camarea von Ilheos, verspürt haben will.

Außer jenen so eben genannten homogenen Gneisgebirgen, findet man längst der Küste oft Hügel, deren Formation aus Quarz und eisenschüssigen Sandsteinen besteht. Oft stoßen diese Hügel ebenfalls, so wie jene Gneisberge, unmittelbar an das Meer, und dann werden selbige Paredes (Wände) genannt: sie haben gewöhnlich eine Höhe von 20 bis 150 Fuß, und da die Brandung sie bei der Fluth bespült, so muß man, da nur selten sich ein anderer Weg findet, die Zeit der Ebbe ausschließlich zu Reisen an der Küste wählen. — Weit in

die See hinaus verlaufen sich zuweilen die Lager dieses eisenschüssigen Sandsteins, welche die Brandung und Witterung zu seltsamen Formen gestaltete. — Außer diesen Sandsteinlagern, sind auch Corallenriffe, aus denen der Brasilianer einen schönen weißen Kalk brennt, der Küstenschifffahrt nicht selten gefährlich. — Der Rücken der genannten Paredes, ist gewöhnlich mit Waldung bewachsen, und an den senkrechten Wänden stürzen sich häufig trinkbare Quellen herab.

Im Allgemeinen kann man also Brasilien zu den Hochländern der neuen Welt rechnen, und in dieser Hinsicht erklärt sich schon die gemäßigte Temperatur, über die ich nachher ausführlicher reden will. Von dieser allgemeinen Regel sind jedoch jene ungeheuern, nur zur Viehzucht geeigneten Flächen, welche die Ufer der beiden Gränzströme bilden, so wie einzelne Niederungen an der Küste, ausgenommen. — In letzteren findet man nicht selten kleine Seen, die gewöhnlich mit dem Meere zusammenhängen, sehr fischreich sind und deren Ufer durch den rothen Ibis (Tantalus ruber), den Jabirú, den rosenrothen Löffelreiher, so wie durch andere Arten von Sumpf- und Wasservögeln belebt werden.

Die meisten brasilianischen Flüsse, welche das Land in allen Richtungen durchschneiden und nicht wenig zu seiner Fruchtbarkeit beitragen, entspringen in dem Hochlande des Innern, und sind, den Amazonen- und La Plata-Strom ausgenommen, wegen der Wasserfälle nur stellenweise schiffbar; ein wichtiges Hinderniß, das die Natur dem innern Verkehre von Brasilien entgegenstellte. Je nachdem jedoch das Küstengebirge vom Meere mehr oder weniger entfernt ist, welches von 4 bis 30 deutsche Meilen abweicht, sind die Flüsse bis zu ihrer Mündung schiffbar; ein Vortheil, der in Verbindung mit der Fruchtbarkeit des Bodens der Küstenländer, die Bewohner dieser Gegenden, reichlich für das Gold und die Edelsteine der inneren Provinzen entschädiget.

Dagegen ist ein zweiter, der Schiffahrt nachtheiliger Umstand unbestritten: die Mündungen der kleinern brasilianischen Flüsse nämlich, wenn sie keine steinige Unterlagen haben, werden häufig durch Strömung und Winde geändert. Diese Aenderungen hängen regelmäßig von der Sonnenwende ab. Die Strömung ist immer und die Winde sind gewöhnlich an der brasilianischen Küste nördlich, wenn die

Sonne durch den Äquator gehend, sich nach Süden wendet; sie werden südlich, wenn die Sonne abermals die Linie vorbei ist und nördlich geht.

Die Ufer der brasilianischen Flüsse sind, vorzüglich gegen ihre Mündungen, größeren oder geringeren Überschwemmungen unterworfen. Diese Überschwemmungen verhalten sich an Höhe zum Lauf des Flusses; die Ausdehnung richtet sich nach der natürlichen Lage der Ufer. Am ausgebreitesten sind sie daher am Amazonen- und dem La Plata-Strome. Flüsse, wie der Paraiba, der St. Matheus, der Mucuri, der Peruipe u. s. w., haben vom niedrigsten zum höchsten Wasserstande, gewöhnlich einen Unterschied von 10 bis 12 Fuß; doch ist das Steigen beträchtlicher, wenn der Fluß weit aus dem Innern kommt und seine Ufer von hohen Gebirgen umgeben sind.

Das Steigen der Flüsse fällt übrigens in den Provinzen, die ich bis jetzt bereist habe, als nämlich Rio de Janeiro, Minas-Geraes, Espirito Santo, Porto Seguro, Ilheos und Bahia, in den hiesigen Sommer; es nimmt gewöhnlich mit dem Monat November ihren Anfang, und heißt auch sonsten bei den Bewohnern genannter Gegen-

den, die Zeit der Überschwemmungen oder auch der Gewitter.

Besonders wichtig aber ist Letzteres; ich beobachtete nämlich, während ich 1816 in der Provinz von Bahia, und darauf in der Camarea von Porto-Seguro von 1819 bis 1822 lebte, vom März bis zum Oktober, nur sehr selten Gewitter, während solche in den folgenden Monaten sehr zahlreich, und im December und Januar beinahe täglich, statt fanden. Man versicherte mich auch, daß derselbe Fall sich jährlich und nur mit weniger Abänderung so ereigne: in Bezug hierauf heißt also die Sommerzeit, die Zeit der Gewitter.

Woher aber diese Übereinstimmung der Verhältnisse der Elektricität unter so verschiedenen Himmelsstrichen? Besonders da hierbei eingewendet werden kann, daß hier nicht der Mangel der Wärme, (denn der hiesige Winter kömmt einem mäßig warmem Sommer bei uns gleich) die Ursache seyn kann, daß fast ausschließlich nur im Sommer Gewitter hier eintreten.

Obige Überschwemmungen sind im Durchschnitte um so allgemeiner an der Küste, da die meisten brasilianischen Flüsse, an ihren Mündungen flache

Ufer haben. Meilenweit kann man daher oft, in den ihre Ufer bekleideten Waldungen, mit Canoen herumfahren, und sieht da niedere Sträucher und Pflanzen unter der Wasserfläche blühen. Da die Brütezeit der Vögel in die Zeit der Überschwemmung fällt, so werden hierbei jährlich die Eier vieler Tausend Vögel, besonders der auf dem Boden brütenden, bedeckt und zernichtet. Aber auch viele Säugethiere finden hierbei den Tod; da nämlich wegen der gleichförmigen Überschwemmung, die auf den Inseln und einzelnen Hügeln isolirten und zusammen gedrängten Thiere, ihr Heil nicht in der Flucht durch Schwimmen finden, so kommen viele durch Hunger um, oder werden vom Menschen, der dieses benutzt, aufgerieben.

Von diesen allgemeinen Regeln der Überschwemmung, sind diejenigen wenige Flüsse, welche bis zu ihren Mündungen hohe Ufer haben, mehr oder weniger ausgenommen.

Während der Dauer der genannten Überschwemmungen, die selten mehr als 2 Monate, oft aber nur 14 Tage währen, und an der Küste gewöhnlich in der Mitte oder gegen das Ende des Januars aufhören, beobachtet man das bekannte Phänomen

der schwarzen Flüsse. Das Wasser kleiner Flüsse und der Bäche, bekommt nämlich alsdann eine dunkle Farbe, die im Uferschatten wie ein sehr gesättigtes Schwarz erscheint, wie Herr v. Humboldt auch im spanischen Amerika beobachtete. In Gläser gefüllt, ist jedoch die eigentliche Farbe des Wassers die braungelbe. — Flache Ufer, auf denen das Wasser zur Zeit der Überschwemmung gefallnes Laub, faules Holz und andere Körper bespült, erzeugen diese sogenannten schwarzen Flüsse.

Diese flachen Ufer und überhaupt die geringe Strömung, womit die meisten brasilianischen Flüsse in den Niederungen, bis zu ihren Mündungen hinschleichen, vermehren außerdem den Kontrast, den die Küstenreihe gegen die Provinzen des Innern darbietet. Gewöhnlich bezeichnen gelb- und violetblühende Hibisci, und Arum- und Caladiumpflanzen, in deren Schatten der Kaiman unbeweglich auf seinen Raub lauert, schon von Weitem diese flachen Ufer.

Die Überschwemmungen der brasilianischen Flüsse, haben natürlich einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit derer, welche ihre Ufer bewohnen; kalte Fieber sind gewöhnlich ihre Begleiter. Der St. Francisco wird sogar darum in der erwähnten

Jahreszeit, von den begüterten Bewohnern verlassen, die sich dann gewöhnlich für einige Zeit, in die höheren Gegenden der Nachbarschaft zurückziehen.

Die ungemein ungesunde Lage Rio St. Francisco rührt jedoch hauptsächlich daher, daß während seinen Überschwemmungen über die niederen Ufer und durch Regen, stehende Teiche, von den Brasilianern Lagoas (Seen) genannt, gebildet werden, die, wenn der Fluß in seine Beete zurückgetreten, während der trocknen Jahrszeit nach und nach verdünsten, so daß die unbedeutendern, oft lange vor einer neuen Überschwemmung schon ausgetrocknet sind.

In diesen Teichen (Lagoas) lebt die Riesenschlange (**Boa Constrictor Linn.**), die im Innern von Brasilien Sucuriú, und an der Küste, wo sie ebenfalls und öfter in Lagoas, als in Flüssen vorkommt, Sucuriuba genannt wird. — Die gewöhnliche Länge unter der mir die Riesenschlange vorkam, betrug selten mehr denn 20 Fuß, sie soll jedoch bis zu 40 Fuß Länge getroffen werden. Man stellt dieser Schlange theils wegen dem Felle das gegerbt, zu Kofferüberzügen, Mantelsäcken und Pferdedecken angewandt wird, theils aber auch

deßwegen nach, weil diese Schlange oftmals die an den Lagoas tränkenden Hausthiere, als Kälber, Schaafe, Ziegen u. dergl. verschlingt. Sonst nährt sich die Riesenschlange auch von Rehen und andern kleinen Thieren, allein bis jetzt ist mir kein Fall bekannt geworden, daß sie Menschen angefallen habe, noch viel weniger, daß ein ganzer Ochse von ihr sey verschlungen worden, obgleich auch in Brasilien die Sage geht, daß, wenn die Riesenschlange einen Ochsen oder einen Hirsch verschlungen habe, ihr das Geweihe oder die Hörner so lange aus dem Rachen hervorständen, bis der Körper des verschlungenen Thieres verdauet sey.

Außer den obigen Lagoas, hat Brasilien wirkliche und viele Landseeen, die jedoch bei weitem, sowohl an Zahl als an Größe den nordamerikanischen nachstehen. Die hügelichen Ufer dieser Seeen, werden auch in Brasilien sehr vortheilhaft zum Anbau des Cacao benutzt.

Brasilien liefert mithin durch seine natürliche Bildung, drei verschiedene Hauptansichten der Natur, von denen ich in der Folge besonders handeln will. Die erste bietet das fruchtbare Küstenland

und die mit Urwaldungen bekleideten Ufer der Flüsse und Seeen dar. Die zweite wird durch das steinige kahle Hochland der innern Provinzen gebildet, und endlich finden wir die dritte in den schon genannten Sandflächen der nördlichen und südlichen Gränzströme.

Zweites Kapitel.

Klima.

Schon den ersten Entdeckern Brasiliens mußte natürlich das in Vergleich zu Afrikas und Asiens heißen Zonen, sehr gemäßigte Klima der neuen Tropenwelt, auffallen. Die Gründe hiervon fanden sich jedoch bald in der natürlichen Gestalt von Amerika, so wie in seiner mäßigen Breite, in der es sich über den atlantischen und den stillen Ocean erhebt. Neben den Gründen, welche wir zum Theil schon aus dem Vorhergehenden kennen gelernt haben, sind vorzüglich hier zu bemerken: seine ziemlich allgemeine Höhe über dem Meere, seine Reichhaltigkeit an Bewässerung und endlich die natürliche Lage von Amerika selbst. Längst der Küste wird außer-

dem die Hitze noch durch regelmäßige See- und Landwinde vermindert.

Man nennt diese Winde den Viraças und den Terral (Landwind). Sie blasen nämlich gewöhnlich des Nachmittags von dem Meere oder aus Osten, wo sie Viraças heißen, und während der Nacht und des Morgens aus Westen. Ihr Entstehen rührt aber ohnstreitig daher, daß die Sonne, indem sie die Erde als einen festeren Körper mehr erhitzt als das Wasser, die Luft über der Erde mehr ausdehnt, wodurch das Zuströmen der kälteren Seeluft befördert wird; welches gewöhnlich gegen Mittag, selten früher, oft aber erst gegen 2 Uhr Nachmittags geschiehet. Dagegen behält das Meer länger seine Wärme, wie das durch Thaue, die besonders in Brasilien sehr stark sind, abgekühlte Land, und der kältere, dichtere Luftzug, strömt nun in der Nacht wieder dem Meere zu und verjüngt so regelmäßig jeden Tag das Gleichgewicht.

Es ist daher selbst in den niederen Küstenländern selten der Fall, daß das Thermometer mehr als 25° Reaumur zeigt, wiewohl die mittlere Wärme, nach meinen Beobachtungen, in der Camarea von Porto-Seguro 17¼° Reaumur, in Rio de

Janeiro (unstreitig wegen der von Gebirgen eingeschlossenen Lage) aber $18^2/_3$, und in Minas-Geraes $14^1/_4°$ Reaumur ist.

Merkwürdig ist es immer, daß es in Brasilien in einer Erhöhung von ohngefähr 2500 bis 3000 Fuß, gefriert; ein Fall, der sich selten, aber doch 1814 in Minas-Geraes ereignete. In mehreren auf einander folgenden Nächten des Monats Juni, wurde hier stehendes Wasser, mit einer dünnen Eisrinde belegt gefunden, die beim anbrechenden Morgen jedoch sogleich wieder schwand. Unterdessen war der Einfluß dieses seltnen Frostes so groß, daß Kaffeebäume, Baumwolle und selbst hier und da der Pisang erfror. Aber auch einheimische wilde Bäume, hatten in den Thälern dieses Hochlandes gleiches Schicksal, wie z. B. die Cecropia peltata, deren Blätter vom Froste schwarz geworden waren. Daß aber in genannten Thälern der Frost selbst sichtbarer sich äußerte, wie auf den benachbarten Hügeln, rührte wahrscheinlich daher, daß in letzteren mehr Feuchtigkeit vorhanden war als es fror, wie auf den benachbarten Hügeln.

Ein sonderbares Phänomen begleitete den oben erwähnten Frost. Die Fische der kleineren Flüsse

und der Bäche nämlich, schwammen am folgenden Tage halb tod auf der Oberfläche dieser Gewässer, und wurden vom Laufe des Wassers mit fortgeführt, ohne die Kraft zu besitzen, diesem zu widerstehen. Viele der benachbarten Bewohner, welche Salz, diesen im Innern Brasiliens theuern Artikel hatten, ließen durch die Ihrigen mehrere Zentner dieser Fische mit den Händen greifen und einsalzen, andere mußten sich damit begnügen, die Fische an der Luft zu trocknen, aber alle sahen sich, gleichsam wie durch einen Zauberschlag, im Besitze von Nahrungsmitteln, die um so willkommner waren, als durch die in demselben Jahre herrschende Trocknung, Mais, Bohnen und andere Hauptnahrungsmittel der hiesigen Bewohner fehlten. Der Fall hatte sich übrigens seit Menschengedenken nicht ereignet, und so verschiedener Meinung man in der Ansicht über die Ursache dieser Erscheinung war, so stimmten alle, die sie beobachtet hatten, doch mehr oder weniger darin überein, daß der Frost als Ursache dieses Phänomens betrachtet werden müsse.

Unmittelbar kann jedoch die Kälte hier nicht gewirkt haben, so schwer es auch immer seyn mag, die wahre Ursache zu bestimmen. Mir scheint

Nachstehendes noch das Wahrscheinlichste. Ich vermuthe nämlich, daß an den Ufern der Flüsse und Bäche, in denen man jene betäubten Fische beobachtete, Pflanzen standen, deren Blätter und Blüthen vom Froste getroffen, fielen, oder die wohl gar mit dem Stengel in das Wasser sanken, und daß diese Pflanzen die Kraft hatten, die Fische zu betäuben. Durch folgende Gründe aber wird mir solches noch wahrscheinlicher: erstens kennen die brasilianischen Urbewohner, und von ihnen auch Andere, viele Pflanzen, welche diese Eigenschaft besitzen, und es können diese oder andere ihnen in dieser Beziehung noch unbekannte Vegetabilien gewesen seyn; zweitens waren solche Flüsse und Bäche mit Blättern angefüllt und die Fische in ihnen nur betäubt, und endlich erschienen die Fische größerer Flüsse nicht betäubt an der Oberfläche, obgleich es auch hier fror, weil nach meiner Meinung die Masse des Wassers hier zu groß und die betäubende Kraft der gesunkenen Pflanzentheile nicht hinreichten, jene damit hinlänglich zu schwängern.

So fühlbar ist aber die Kälte unter den Tropen, daß wir uns während der Reise, welche wir im besagten Jahre nach Villa Rica machten, bei einem

Thermometerstand von 5° über dem Gefrierpunkt (nach Reaumur), vor Kälte oft nicht auf den Pferden erhalten konnten. Dieser empfindliche Eindruck der Kälte auf Menschen, Thiere und das Gewächsreich, wird unstreitig durch die sehr große Feuchtigkeit erzeugt, die man in der amerikanischen Tropenwelt beobachtet, und welche ihren Grund in den Seewinden und den zahlreichen Bewässerungskanälen hat, welche Brasilien durchschneiden.

So nützlich aber diese in der Atmosphäre enthaltene Feuchtigkeit dem Lande ist, indem durch sie die Vegetation so unendlich befördert wird, so nachtheilige Folgen äußert sie, nicht sowohl auf die Gesundheit der Menschen, da, wie der Erfolg lehrt, Brasilien zu den gesündesten Ländern der Tropen gehört, als vielmehr auf diejenigen Gegenstände des Bedürfnisses und des Luxus, welche keine Feuchtigkeit vertragen können. Denn wenn auf der einen Seite eine feuchte Wärme das Prinzip des Wachsthums und Gedeihens ist, so ist es eben so gewiß, daß auf dem nämlichen Wege auch Auflösung beschleunigt werde. Metalle und andere Gegenstände, welche durch Feuchtigkeit vorzüglich leiden, suche man daher durch schickliche Vorkehrungen gegen dieselbe zu schützen.

Dieser, den Tropen eigenen vermehrten Feuchtigkeit der Atmosphäre, müssen unstreitig die starken nächtlichen Thaue zugeschrieben werden, welche man in Brasilien beobachtet und die oft allein hinreichen, die Vegetation in denjenigen Gegenden zu unterhalten, welche, wie Pernambuco, nicht selten Mangel an Regen leiden.

Die wenigsten Provinzen von Brasilien, und am seltensten die Küstenländer, sind diesem Regenmangel jedoch ausgesetzt. Mehr sind es die innern Provinzen, und selbst in Minas Geraes herrschte 1814 eine solche Dürre, daß die sonst schwer in Brand zu steckenden brasilianischen Holzarten in den Waldungen dadurch in Brand geriethen, und auf großen Strecken niederbrannten, daß man, nach üblicher Gewohnheit, das kahle, mit Gras, einzelnen Sträuchen und Bäumen bewachsene Hochland dieser Provinz anzündete, um es zu Viehweiden geschickter zu machen.

Anhaltende Regengüsse sind dagegen in der Nähe des Äquators vorzüglich zu Haus, so wie dagegen Gewitter häufiger in gebirgigen Gegenden des Innern und der Küste statt finden. In ersteren aber sind Gewitter nicht selten auch mit

Hagelwetter verbunden, da hingegen an der brasilianischen Küste oft Generationen aussterben, ohne je Hagel gesehen zu haben.

Dagegen werden Gewitter mit heftigem Winde dem Reisenden, wenn er sich in den Urwaldungen befindet, dadurch schrecklich, daß Tausende von kolossalen Bäumen umgestürzt werden, was ihrem hohen Alter und dem Orkan um so leichter zuzuschreiben ist, da die brasilianischen Baumarten meistentheils horizontale Wurzeln treiben, und nicht tief einschlagen. Gewöhnlich sind dann noch dergleichen Riesenstämme durch mächtige Lianengewächse mit andern verbunden, die nun theils mit umgerissen, theils im Falle zerschmettert werden. Hierzu denke man sich noch die fürchterlichste Dunkelheit, die nur durch flammende Blitze erhellt wird, während der Donner beinahe ohne Unterbrechung hin- und herrollt.

Ich habe es selbst erfahren, wie traurig in solchen Fällen, ja selbst wie höchst gefahrvoll die Lage des Reisenden ist, und was der brasilianische Wilde, welcher diese Urwälder bewohnt, dabei empfinden muß.

Unterdessen ist der Schaden, der durch Gewitter und Stürme in Brasilien angerichtet wird, unbe-

deutend in Vergleich zu andern Ländern, wo so oft das Glück ganzer Gegenden, ja ganzer Inseln, durch einen einzigen Orkan vernichtet wird. Dieß alles zusammengefaßt dürfen wir behaupten, daß Brasiliens herrliches Klima mit der Fruchtbarkeit seines Bodens, von der ich in der Folge handeln werde, wetteifern, um den arbeitsamen Menschen zu beglücken.

Drittes Kapitel.

Mineralien.

So trefflich aber auch die natürliche Lage Brasiliens ist, und so sehr das Land durch die Fruchtbarkeit seines Bodens und ein schönes und gesundes Klima begünstigt wird, so hat es doch den größten Ruf im Auslande seinen mineralischen Schätzen zu verdanken. Allein es ist nicht zu leugnen, daß, wenn Brasilien durch sein Gold und seine Edelsteine berühmt wurde, es durch den Ackerbau sich vorzüglich gehoben hat und wohlhabend geworden ist. Unterdessen hatte die Auffindung des Goldes und der Diamanten, bei der Sucht schnell reich zu werden,

was hier und da Einzelnen auch wirklich gelang, lange Zeit zu viel Anziehendes für die Europäer und ihre Abkömmlinge, als daß der Landbau nicht darunter hätte leiden und die fruchtbarsten Gegenden der Küsten hätten unbebaut bleiben sollen, während man neuen Quellen von Reichthümern im Innern Brasiliens nachspürte. Nun ist man freilich von diesem Wahne so ziemlich zurückgekommen, indem man den sicherern Gewinn, den der Landbau gewährt, schätzen lernte, und selbst in Europa hat man seitdem richtigere Begriffe von seinen Goldbergen und den sogenannten Diamantengruben erlangt. Wiewohl es ferner keineswegs mein Wunsch ist, daß deutsche Ansiedler, rücksichtlich derer ich das gegenwärtige Werk zu schreiben mich veranlaßt finde, ihr Augenmerk auf genannte Reichthümer, die man dem Schooße der Erde in Brasilien abgewinnt, richten möchten, da ich mich überzeugt habe, daß der Bergbau auch hier nur Sache des Staats, oder wenigstens sehr bedeutender Gesellschaften seyn müsse, um mit einiger Gewißheit auf Gewinn dabei rechnen zu können, daß von Privaten aber oft Zehne ihr Vermögen dabei einbüßen, bis das Glück einen Einzigen begünstiget und zum reichen Manne macht;

— so durfte ich doch keineswegs hier ganz und gar das Mineralreich mit Stillschweigen übergehen. Ich durfte dieß um so weniger, da man mit Recht über die großen Schätze erstaunen muß, die Brasilien geliefert hat, so unbedeutend sie auch im Betracht derjenigen sind, die noch in seinem Boden begraben liegen. Denn wenn schon Brasilien die meisten uns bekannten Metalle aufweisen kann, wie wir in der Folge hören werden, so sind doch meines Wissens nur das Gold, und erst seit wenigen Jahren auch das Blei und Eisen benutzt worden. — Von den Edelsteinen aber sind die Diamanten und Topasen die wichtigsten, obgleich Amethysten, Chrysolithen und andere ebenfalls vorkommen. Ehe ich aber zur Aufzählung derjenigen Mineralien übergehe, die hier angeführt zu werden verdienen, werde ich bei den bereits genannten einige Augenblicke verweilen müssen.

Das Gold kommt vorzüglich häufig in den Provinzen von St. Paul, Minas-Geraes, Goyaz und Matto-Grosso vor, woselbst es auch fast ausschließlich gewonnen wird; wiewohl alle Provinzen Brasiliens dieses edle Metall aufweisen können. Man wird sich von der Reichhaltigkeit an Gold einen

Begriff machen können, wenn man bedenkt, daß seit der Entdeckung der Capitania von Minas-Geraes, welche ungefähr im Jahre 1697 statt fand, (nach Eschwege's Bericht), in dieser Provinz allein der fünfte Theil des Goldes, das man dem Könige zahlte, bis 1813 sechstausend neunhundert und fünfzehn Arrobas betrug; mithin das ganze gewonnene Kapital, ohne dasjenige, was durch Schleichhandel ausgeführt wurde, und das füglich auf Zehntausend Arrobas angenommen werden kann, auf 34,575 Arrobas (die Arroba zu 32 Pfund) zu schätzen ist. — Wenn unterdessen im Jahre 1753 der fünfte Theil des Staats-Einkommens in Minas-Geraes 118 Arrobas betrug, während gegenwärtig derselbe kaum auf 20 Arrobas steigt, obgleich die Bevölkerung seitdem über $^2/_3$ zugenommen hat; so darf man daraus nicht auf Mangel an diesem Metalle schließen, sondern es rührt unstreitig daher, daß die Dammerde und die Betten der Flüsse und Bäche, auf die sich der Bergbau in Brasilien bisher beinahe ausschließlich beschränkte, an den meisten Orten ausgewaschen sind. — Als ich zum ersten Male die durch das Goldwaschen getrübten Flüsse und Bäche von Minas-Geraes sah, schloß ich

daraus auf große Anstalten; allein man denke sich mein Erstaunen, als man mir hier und da einige nackte Neger zeigte, deren Geräthschaften zu diesem wichtigen Geschäfte in einer Hacke, einer irdenen Schüssel und in einigen Flanellappen bestand. — Erstere diente, die Erde aus dem Flußbette und den benachbarten hügeligen Ufern loszubrechen, welche sie sodann in den hölzernen Schüsseln auf dem Kopfe zu Heerden trugen, auf denen man die Flanellappen, oder an deren Statt auch zuweilen Häute, ausgebreitet hatte, in deren Haaren das Gold, welches vom Wasser, das man beim Waschen über die Heerde stürzen läßt, fortgerissen wird, hängen bleibt. Feines Gold geht bei dieser Weise gänzlich verloren und doch beträgt die tägliche Ausbeute eines Menschen, der sich mit Goldwaschen beschäftiget, im Durchschnitte ohngefähr 40 Kreuzer. — Tausende von freien Negern und Mulatten schaffen sich in Minas-Geraes ihren Unterhalt dadurch, daß sie an Flüssen und Bächen Gold waschen, und selbst mitten in Villa Rica sieht man an dem Bache viele auf diese Art beschäftiget. Allein diese Arbeit ist beschwerlich, indem die Arbeiter dabei beinahe beständig im Wasser waten und durch kein

Obdach vor den brennenden Strahlen der Sonne geschützt sind.

Die einzige Art, wo man beim Gewinnen des Goldes, allein zum Nachtheile niederer goldreicher Gegenden, Geschicklichkeit zeigt, ist folgende: Man führt nämlich in verschiedener Höhe um einen goldhaltigen Berg Gräben, die oft Stunden Weges lang sind und zu einem großen Sammelteiche leiten, zu dem das Regenwasser, oder wo man solches haben kann, das Wasser einer Quelle oder eines Baches, indem man es über den vorher aufgebrochenen goldhaltigen Boden stürzen läßt, durch diese Gräben geführt wird. Ehe es aber zu diesen Sammelteichen gelangt, läuft es über ein Gitterwerk, auf dem die mitgeführten Steine u. s. w. liegen bleiben, während das Wasser mit den feineren Mineraltheilen, sich in die Tiefe nach den Teichen stürzt. Nachdem die schwereren Theile darin niedergesunken sind und das Wasser mithin hell geworden ist, läßt man dasselbe ablaufen und bringt den Bodensatz auf die Heerde, wo er gewaschen wird. Diese Art, Gold zu waschen, ist oft sehr einträglich, erfordert aber großen Kostenaufwand zur Einrichtung und vermindert oft hohe Berge in wenigen

Jahren, oder gestaltet ihr Äußeres um und verschlemmt dadurch, wie schon gesagt, niedere goldreiche Gegenden oft ganz.

Man findet das Gold in Brasilien nicht nur als Sand in den Flußbetten und in aufgeschwemmten Gebirgen, sondern auch auf Gängen und Lagern, und oft sind selbst ganze Bergmassen, besonders an ihrer Oberfläche, goldhaltig und sehr ergiebig. Allein da man, wie ich bereits erwähnt habe, eigentliche Bergwerke bis jetzt nicht hat, sondern sich mit dem Raubbau begnügt; so sind die Gänge, die gewöhnlich ein harter Quarz sind, nur äußerst selten angegriffen; da die Mühe des Schießens und Verpochens, aus Mangel an hinlänglichen Anstalten, gewöhnlich ein wichtiges Hinderniß wird. Wenn also erstlich Brasilien dem Landbaue mit größerem Rechte mehr Hände wird entziehen können, als dieses heut zu Tage noch der Fall ist; besonders aber, wenn auf Kosten des Staats in Zukunft wirklicher Bergbau betrieben wird, so kann Brasilien dereinst noch Millionen Tonnen Goldes liefern; diese werden denn aber auch, was nun jeder gute Brasilianer mit Recht hoffen darf, nicht

größtentheils, wie das früher gewonnene, nach dem Auslande wandern.

Allein, ungeachtet dieser wirklich bestehende Reichthum an Gold zum Erstaunen groß ist, begnügt sich die Habsucht des Menschen nicht damit, sondern die Leichtgläubigkeit sucht auch hier, so wie die Spanier in Mexico und Peru schon lange vergeblich suchten, nach einem Lagoa d'orado (Goldsee), von dem man fabelt, daß des gediegenen Goldes in solcher Menge an seinen Ufern zu finden sey, daß die um ihn wohnenden wilden Jägerhorden sich Angelhaken zum Fischfange in ihm bereiteten. — Spüren wir der Lage nach, so sucht der Wahn diesen merkwürdigsten der Seeen unweit der von uns gegründeten Colonie von Leopoldina; und noch vor wenigen Jahren wurde von dem Ouvidor der dortigen Camarea eine Expedition zu seiner Aufsuchung veranstaltet, von der die Abentheurer nicht nur ohne Gold, sondern in einem so erbärmlichen und ausgehungerten Zustande zurück kamen, daß es seitdem Niemand wieder versucht hat, sich am Lagoa d'orado Goldes die Fülle zu holen.

Ich gehe nun zu einem zweiten Gegenstande, durch den Brasilien Aufsehen und Neid erregt hat,

nämlich zu seinen Edelsteinen über. — Die merkwürdigsten darunter sind unstreitig die Diamanten, deren vorzüglichster Fundort der Distrikt von Serra do Frio ist, wiewohl man sie auch an andern Orten, namentlich dem Sertao der Flüsse Indaia und Abaite entdeckt hat, und zwar wurde in einem Arm des letzteren dieser Flüsse der große Diamant gefunden, den Portugal besitzt. Aber auch die Capitania von Matto-Grosso, soll reich an Diamanten seyn. Dessenungeachtet ist Serra do Frio nicht allein der diamantenreichste Distrikt, sondern war auch schon lange der einzige, wo Diamanten gewaschen werden, welchem Geschäft der bekannte Mineraloge da Camara vorsteht, ein Schüler von Werner; es wird auf Kosten des Staats betrieben, welche Kosten jährlich ungefähr vier- bis fünfmal hunderttausend Gulden betragen und einen Gewinn von circa hundert Procenten abwerfen. — Im Durchschnitte kann man annehmen, daß das Gewicht der jährlich gewonnenen Diamanten 250 Loth beträgt; allein es ist nicht bekannt, wie viel alle vom Jahre der Entdeckung 1730 gewonnenen Diamanten an Gewicht betrugen; wiewohl man den Werth derselben auf 20 bis 25 Millionen Cruſados annehmen

kann; halb soviel an Werth mögen wohl durch Schleichhandel ausgeführt worden seyn. — Ungefähr 2000 Sklaven sind in dem Distrikt von Serra do Frio mit der Gewinnung von Diamanten in den von Sandsteingebirgen kommenden Flüssen und Bächen beschäftiget. Ehemals hatte man weit mehr Sklaven und ihre Anzahl soll mehrmals auf Sechstausend gestiegen seyn, dessen ungeachtet werden durch die von da Camara gemachten Verbesserungen und besonders durch die Anwendung von Förderungsmaschinen jetzt bei ärmerem Geschiebe und mit weit weniger Händen, für den gleichen Werth Diamanten gewaschen.

Der Diamantendistrikt von Indaia und Abaite, den ich 1814 besuchte, ist größer als der von Serra do Frio, aber die Ausbeute ist in ersterem weit unsicherer, indem man oft ganz diamantenleere Gegenden trifft, was in Serra do Frio nicht der Fall ist, wo man sogar mit einiger Gewißheit bestimmt, daß eine gewisse Quantität Geschiebe so und so viel Diamanten liefern werde. Auch sind die Diamanten von Serra do Frio weit schöner von Form und Wasser; obgleich die von Indaia und Abaite sich durch ihre Größe auszeichnen.

Die Krone hatte sich gleich Anfangs den Besitz der Diamanten in Brasilien ausschließlich vorbehalten, und selbst durch das Ungefähr gefundene Diamanten müssen ihren Aufsehern und Verwaltern ausgeliefert werden. Auch wurde, um den Schleichhandel zu hindern, als Strafe der Übertreter, die Confiscation ihres Vermögens und Verweisung nach den afrikanischen Colonien bestimmt. Unterdessen haben die Übertreter des Gesetzes, bei der Kleinheit der Diamanten und bei ihrer durch die ungeheure Gefahr entwickelten Schlauheit, gar sehr oft der Aufmerksamkeit der geübtesten Wachen zu entschlüpfen gewußt.

Dagegen ist es von jeher und Jedermann erlaubt gewesen, den übrigen Edelsteinen nachzusuchen und sich dieselben zuzueignen. Vorzüglich häufig sind die Topasen, deren gewöhnlichste Farbe die gelbe ist, jedoch in den verschiedensten Schattirungen. Seltner findet man aber auch rubinfarbne und grünliche. Sie werden ebenfalls vorzüglich in der Capitania von Minas-Geraes, und zwar einige Meilen von Villa Rica, an einem Orte Capao genannt, gefunden. Der Chloritschiefer, welcher die Topasen daselbst enthält, ist

gewöhnlich verwittert und erleichtert daher sehr die Mühe des Suchens nach diesen Edelsteinen, die in Nestern von Steinmark, Bergcrystallen und feinem weißen Sande, in denen sie unregelmäßig durch einander liegen, vorkommen. Gewöhnlich findet man die Topasen crystallisirt oder in unregelmäßigen scharfen Stücken, seltener in Bergcrystall verwachsen. — Man kann annehmen, daß der Werth der aufgefundenen Topasen an eben genanntem Orte und um Villa Rica, jährlich bei 30,000 Gulden beträgt. — Auch Amethisten kommen sehr häufig vor. Chrysoliten und andere aber weit seltener und nur einzeln.

So wichtig aber immer der Besitz der Edelsteine seyn mag, so hat doch die Entdeckung des Eisens, besonders den Bewohnern der inneren Provinzen, die solches bisher auf Lastthieren oft mehrere hundert Meilen von der Küste herbeiholen mußten, keine geringere Freude verursacht. — Die Provinzen St. Paul und Minas-Geraes sind vorzüglich mit diesem nützlichsten Metalle gesegnet; denn man findet daselbst ganze Gebirge, ja selbst ganze Gebirgszüge von Dichtrotheisenstein, von Eisenstein und von Eisenglimmer, die hinreichend seyn würden,

Jahrtausende hindurch die ganze Welt mit Eisen zu versehen. Es ist jedoch zur Zeit noch wenig Aussicht vorhanden, daß Eisen bald ein Ausfuhr-Artikel des brasilianischen Erwerbfleißes werde; da erst wenige Eisenhämmer bestehen, und obgleich es diesen seither nicht an Aufmunterung von Seiten der Regierung fehlte, so scheint man doch in der Wahl der Mittel dazu nicht glücklich gewesen zu seyn. Und da das Eisen, das gegenwärtig gewonnen wird, noch lange nicht zum eigenen Bedarf hinreicht, so werden nordische Völker fortwährend Gelegenheit haben, ihr Eisen gegen brasilianisches Gold umzusetzen. Auch ist die Verarbeitung des Eisens in Brasilien von der Natur dadurch erschwert, daß da wo dieses Metall vorkommt, gewöhnlich Mangel an Waldung ist. Wenn aber Herr Beyer, ein schwedischer Reisender, behauptet, daß die brasilianischen Holzarten nicht zum Verkohlen taugten, so irrt er; es kann nur nicht vermieden werden, daß bei so vielerlei Hölzern, die man dazu anwenden muß, auch verschiedene Kohlen gewonnen werden, die natürlicherweise als Ursache betrachtet werden müssen, daß das brasilianische Eisen von ungleicher Härte ist.

Endlich ist das Eisen keineswegs das einzige Metall, das in Brasilien gefunden wird, obgleich es am reichlichsten vorkommt. Man findet auch:

Kupfer, gediegen, oder als Rothkupfererz und Fahlerz.

Zinn, als Zinnsand an mehreren Orten vorkommend.

Platina, am Flusse Abaite und im Riberao das Lagoas in Minas-Geraes vorhanden.

Blei, welches als Beiglanz silberhaltig ist, ferner als rothe, grüne und gelbe Bleierde, auch als rothes Bleierz vorkommt. Man findet es an mehreren Orten des Sertao vom Indaia und Abaite, an welchem letzteren Orte, unter der Anleitung des Herrn v. Eschwege, seit 1813 auf Kosten des Staats ein wenig gearbeitet wurde. —

Diese sehr reichhaltige Mine von silberhaltigem Bleiglanze, die ich im Jahre 1814 besuchte, verdankt ihre Entdeckung den sogenannten Grimperos oder Waghälsen, die mit bewaffneter Hand die Bäche und Flüsse jener Wüsteneien nach Diamanten durchsuchten, und wie hier, bei ihrem unerlaubten Unternehmen, oft die Entdecker nützlicher Gegenstände wurden.

Wismuth und Kobalt, hat man ebenfalls bereits

entdeckt; und wie manche andere Entdeckung kann da noch im Mineralreiche zu machen seyn, wo man, ohne bergmännische Kenntnisse, bisher nur die Oberfläche der Erde nach ihren Schätzen durchwühlte, und von ihrem Innern wenig oder gar nichts kennt. Glaubte man doch selbst lange Zeit kein Eisen zu haben, und mancher Bewohner des Innern mag mit diesem Glauben erfüllt gewesen seyn, während seine Reise nach der Küste, um sich dieses Metall zu holen, ihn Stunden Weges weit über die nackten Eisengebirge führte, wo ihm jeder metallklingende Hufschlag des Thieres, auf dem er ritt, ein Wink seyn mußte, daß ihm nahe liege, was er suche. — Eben so verhält es sich mit dem Salze. Denn, wenn man auch noch keine Salzquellen entdeckt hat, so ist es doch leicht genug Seesalz zu gewinnen und man ist seither bloß durch die Wohlfeilheit und Leichtigkeit, womit man sich das Salz von Portugal und den Cap-Verdischen Inseln verschaffte, von diesem Unternehmen abgehalten worden.

Viertes Kapitel.

Vegetation.

Das Gewächsreich ist es, welches die Hauptkontraste der Tropenwelt gegen die übrigen Zonen darbietet, so wie diese Verschiedenheit hauptsächlich auf den besonderen und eigenthümlichen Formen der Pflanzen beruhet.

Die auffallendsten Unterschiede zwischen den brasilianischen Landschaften und den unsrigen, bilden die Palmen, die Bananengewächse (Scitamineen), die baumartigen Farrenkräuter, die Rankenbäume (Lianen), die Cactusarten, die Mimosen, Acazien und die Bromelias.

Die brasilianische Vegetation in der Nähe der Küsten, ist fast ausschließlich auf Bromelias, Convolvoli, die Zwergpalme, Cactusarten und die sandigen, bodenliebenden Myrtenarten, beschränkt. Letztere bieten oft dem Auge ein ganz besonderes Bild dar; sie sind nämlich, wie durch Kunst beschnitten, nach dem Meere zu schief ablaufend und die oberen Zweige dürre, welches letztere wahrscheinlich von der Brandung herrührt. — Oft findet man auch auf feuchtem sumpfigem Boden längs der Küste, eine Morrea sehr verbreitet, und unmittelbar am Strande die Eugenia uniflora, Pitanea genannt, mit eßbaren, im Geschmacke unsern Sauerkirschen ähnlichen Früchten. Die wichtigste unter obigen Pflanzen, sind für den Reisenden jedoch unstreitig in denjenigen Gegenden der Küste, wo trinkbares Wasser mangelt, so wie dieses zwischen dem Rio Doçe und St. Matheus der Fall ist, die Bromelias, da sich zwischen den Blättern dieser Pflanze das Regenwasser sammelt und ziemlich lange erhält. Dieses Wasser, mit dem wir uns mehrmalen auf meiner Reise mit dem Prinzen v. Neuwied, genöthigt sahen, den brennenden Durst zu stillen, ist jedoch äußerst widerlich von Geschmack, mit fremdartigen

Theilen vermischt und nicht selten mit dem Laiche von Laubfröschen angefüllt, für welche die Natur diese Wasserbehälter zur Wiege bestimmt zu haben scheint. — Besseres Wasser liefert dagegen in gebirgigen Waldungen, eine der wundervollen großen Grasarten der Tropenwelt, in Brasilien Taquara genannt.

Unmittelbar an diese vegetabilische Bekleidung des Strandes, stoßen da, wo europäische Kultur noch nicht hinreichte, die Urwaldungen der Küstenländer an. Große Strecken der Küste haben sich aber schon durch den Anbau des Mandioks verändert und an der Stelle, wo ehemals die herrlichsten Urwaldungen standen, bekleiden nunmehr Busch- und Grasarten den ausgemergelten Boden, der, sobald er nicht mehr zur Kultur, wie sie vom Brasilianer getrieben wird, geschickt ist, alsdann gewöhnlich zur Viehzucht benutzt wird.

Von der Camarea von Porto-Seguro an, entsprechen die nördlichen Landschaften und Plantagen, mehr den Abbildungen, welche wir von der Tropenwelt haben: südlicher hatten wir diese Übereinstimmung deßwegen nicht getroffen, weil die Coccopalme, die gewöhnlich einen Hauptzug des Tropen-

gemäldes darbietet, nur selten vorkommt. Aber vom Pernipe an, an welchem Flusse die Colonie von Leopoldina liegt, beginnt die Kultur der schönen Coccopalme und des schattigen Jacabaumes (Artocarpus integri folia) eine Art Brodfruchtbaum.

Die Coccopalme, eine der vorzüglichsten ihrer Art, trägt ohngefähr im siebenten Jahre Früchte; sie ist dann 30 bis 40 Fuß hoch und giebt in einem Jahre 150 bis 200 Nüsse. Der diesem Baume am angemessensten Boden, ist sowohl der Meeresstrand, als auch die Ufer derjenigen Flüsse, in die das Meer bei der Fluth tritt; denn obgleich er auch gut auf Hügeln fortkommt, die der Seeluft ausgesetzt sind, so steht er doch da am üppigsten, wo das Seewasser selbst seine Wurzeln benetzt.

Außer der Coccopalme, welche von Afrika nach Brasilien verpflanzt wurde, sind mir bis jetzt noch 20 einheimische Palmenarten bekannt geworden, worunter dem Brasilianer folgende die nützlichsten sind: Die Pindora, deren Blätter er sich zur Bedachung seiner Wohnungen bedient. — Die Piassava, deren harte Nüsse von den Küstenindiern, die die Jesuiten ehemals im Drechseln unterrichteten, zu Rosenkränzen u. s. w. verarbeitet werden, so wie

man sich auch der steifen Fäden der Blattstiele und Blüthenkolben, zu Tauen und Stricken, welche der Nässe sehr lange widerstehen, vortheilhaft bedient. — Die Dendeepalme, aus deren Früchte ein wohlschmeckendes Fett gewonnen wird, und der Tucun, der einen unserm Hanf ähnlichen Faden giebt und auch auf gleiche Weise wie jener, behandelt und verarbeitet wird.

Wenden wir nun unsere Blicke vom Strande ab und folgen dem Laufe der Flüsse aufwärts, so finden wir, daß, soweit das Wasser des Meeres bei der Fluth in die Flüsse steigt, das sanfte Grün des Mangelbaums (Rhiziphora), dessen Rinde der Brasilianer zum Gerben benutzt, die schlammigen Ufer bekleidet. — Die mehrere Fuß über dem Boden erhabenen Wurzellabyrinthe dieses Baums, sind durch Millionen von Taschenkrebsen belebt, denen die brasilianischen Reiherarten, nachstellen. — Wo hingegen der Boden sandig und mehrere Fuß über der Wasserfläche bei der Fluth erhaben ist, hört dieser sonderbare Baum auf.

Oft auch haben sich in den kleineren Flüssen, besonders wenn sie keine allzustarke Strömung haben, oder nur wenig befahren werden, Wasser-

pflanzen, vorzüglich Arum-Caladium und Nymphea-Arten, zu beiden Seiten in so beträchtlicher Menge angesetzt, daß sie stellenweise den Fahrzeugen kaum den Durchgang erlauben: solche Flüsse sind gewöhnlich sehr fischreich.

Die meistens sanfthüglichen Ufer der Flüsse, sind in ihrem ursprünglichen Zustande, mit üppiger Urwaldung bekleidet, welche die trefflichsten Farb- und Nutzhölzer erzeugen. Und die jungen, schön rosenrothen Blätter der Sabucaia (Lecythis Olearia Wild), die goldenen Blüthen des Ibé, prachtvolle Bignonien und mannigfaltige andere Blüthen, geben diesen Ufern oft das Ansehen eines verwilderten reizenden Gartens. Eben so trifft man häufig längs den Ufern die Inga (Mimosa Inca) zugleich mit Blüthen und eßbaren Früchten behangen, und die Schlingpflanzen wachsen hier so üppig, daß oft auf großen Strecken, alle Bäume mit ihrem grünen glänzenden Teppich überzogen sind, und die Ufer dadurch das Ansehen von künstlichen Gartenwänden erhalten, über welche hoch hinweg, die Gipfel collosaler Bäume sich erheben. Wie lange aber solche Riesenstämme schon existiren, kann man füglich daraus schließen, daß uns dergleichen

nie auf früher urbar gewesenem Lande vorgekommen sind. Und doch sind bereits Jahrhunderte seit den ersten Pflanzungen der Europäer verflossen, Generationen erzeugt und abgestorben im thierischen Leben!

So mannichfaltig und groß sich aber die bildende Kraft der Tropenwelt in diesen Urwaldungen auch ausdrückt, und so reichhaltig und trefflich auch der Boden ist, den sie bekleiden, so irrt man jedoch, wenn man glaubt, daß diese Wälder zugleich die herrlichsten Früchte und in Menge erzeugten. Ein Irrthum, dem ich um so mehr zu begegnen wünsche, als ich einst bei einer Verirrung in einem solchen Urwalde, große Gefahr lief, Hungers zu sterben.

Auch würde man Unrecht thun zu glauben, daß der Unterschied im Thier- und Pflanzenreiche, unter den Tropen auf einige Breitengrade festgesetzt werden könne. Dieses ist keineswegs der Fall. So sind z. B. die Pflanzen und Thiere der Provinz von Bahia, von dem 9 bis 10 Grade südlicher gelegenen Rio de Janeiro, nur sehr wenig verschieden. — Dagegen macht die Höhe über der Mee-

resfläche einen weit auffallendern Unterschied sowohl im Thier- als im Pflanzenreiche.

Die Urwaldungen ziehen sich in gleicher Beschaffenheit, wie an den Ufern der Flüsse, über die Höhen des Küstengebirgs hinweg, nur mit dem Unterschiede, daß der Eindruck hier durch malerische Gebirgsformen, Wasserfälle und Grotten noch erhöht wird. Wie verschieden ist dagegen der Hinblick auf das Hochland der innern Provinzen.

Ein secundärer Thonschiefer bildet den größten Theil dieses Hochlandes, von dem Brasilianer Campo genannt, während die hervorragenden Berge und Gebirgszüge entweder aus Eisenglimmerschiefer und verschiedener Eisenstein-Formation, oder aus Flötzkalkstein mit großen, salpeterreichen Höhlen, oder aus Sandstein von zweierlei Formation besteht, wovon der eine ein quarziges Bindemittel und eines älteren Ursprungs zu seyn scheint, der andere ein kloritartiges Bindemittel hat.

In tausendfachen verschiedenen Formen erheben sich die mit allerlei Pflanzen, verkrüppelten Bäumen und Sträuchern sparsam bewachsenen Hügel dieses Hochlandes über die benachbarten, gewöhnlich unbedeutenden Thäler, in denen man dicht um ein

Wässerchen gedrängt, die Urwaldung der Küste wieder findet.

So weit nur das Auge reicht, erblickt es dasselbe Bild, welches die Gegend als eine ungeheure hügliche Grasfläche bezeichnet, die zum Ackerbau des Brasilianers wenig geschickt, hier und da bloß durch Hausthiere belebt wird.

Was würde der sagen, der den trügerischen Schilderungen früherer Reisenden glaubt, die so viel zu sagen wissen von Orangen- und Pisangwäldern, von Gegenden, wo es von Wild aller Art wimmelt und von andern, wo die herrlichsten Blumen in Menge wachsen und die Lüfte mit Wohlgerüchen erfüllt sind; wenn er plötzlich sich auf dieses Hochland versetzt sähe, oder die von Herrn v. Humboldt so trefflich geschilderten Steppen der neuen Welt, die Flächen des Amazonen- und La Plata-Stromes bereiste!

Diese Flächen bilden die dritte und letzte Art der brasilianischen Landschaften. Es erhellet nun aus dem Vorhergehenden, daß die fruchtbaren Küstenländer, die Ufer der Flüsse und Seeen, und die Seiten und Rücken des Küstengebirges, dem Ackerbau sowohl als der Viehzucht, äusserst günstig

sind; daß dagegen das Hochland des Innern mehr zur Viehzucht, als zum Ackerbau geeignet ist, und der Bewohner jener ungeheuern Ebenen, in deren Grasfluren der Wind den Wellenschlag des Meeres nachbildet, die aber in der trocknen Jahreszeit, als eine ungeheure dürre Wüste erscheinen, — sich fast allein auf die Viehzucht beschränken muß.

Fünftes Kapitel.

Zoologie.

Ehe ich von denjenigen Thieren handle, welche auf die Oekonomie des Menschen und ihn selbst, Einfluß haben, sey es mir erlaubt zu bemerken, daß auch hier das Thierreich weit hinter dem Pflanzenreiche an Mannichfaltigkeit zurücksteht, und daß der, Brasilien im Allgemeinen zugeschriebene Thierreichthum, bei weitem übertrieben ist. Diese Uebertreibung scheint aber hauptsächlich darin zu liegen, daß frühere Reisende, ohne Vergleichungen anzustellen, zu sehr den ersten Eindrücken folgten, die Brasiliens glückliches Klima nach einer langen, und gewöhnlich auch mehr oder weniger beschwerlichen Seereise, erzeugt. Mehrere Reisende sind, wie ich weiß, in

diesen Fehler verfallen; Herr v. Langsdorff aber hat bei seiner Beschreibung der Insel St. Catharina die Uebertreibung am weitesten getrieben, indem er eine bedeutende Anzahl von Naturschönheiten, die er allerdings in einer Folge von Excursionen beobachtet haben mag, in ein Bild zusammenraffte, in dessen Mitte er sich stellte, um die Thiere, die er während seines Aufenthalts kennen lernte, auf denen ihnen von der Natur angewiesenen Stellen, herzunennen.

Durch eine beinahe zehnjährige Erfahrung, die ich auf meinen Reisen durch die wichtigsten Provinzen Brasiliens zu sammeln Gelegenheit hatte, glaube ich mich berechtiget, hier Gegenstände zu berühren, die auf das eben Gesagte Bezug haben. Da es aber am meisten auffallen wird, daß ich den Thierreichthum leugne, den man Brasilien im Allgemeinen andichtete, so werde ich mich nothwendig bei ihm zuerst verweilen müssen.

Die brasilianischen Wildnisse, wohin europäische Kultur noch nicht drang, sie mögen von herumstreichenden Horden der Urbewohner, welche wir in der Folge werden kennen lernen, besucht werden, oder nicht, haben keineswegs Ueberfluß an

Säugthieren und Vögeln. Beweis genug, daß wir oft Meilen Wegs in ihnen zurücklegten, ohne daß uns, außer einigen kleineren Vögeln und hier und da einem hoch in der Luft kreisenden Urubú (Vultur aura Linn.), irgend ein Thier zu Gesicht kam.

Dagegen fanden wir in diesen unbewohnten Wildnissen, wenn uns endlich Thiere vorkamen, solche im Allgemeinen scheuer wie diejenigen, die in der Nachbarschaft der Menschen ihre Nahrung suchen und an ihren Anblick gewöhnt sind. Wir können also bei der Erzählung von Reisenden, die in neu entdeckten, von allen Einwohnern entblößten Ländern, oft Thiere und Vögel mit den Händen ergriffen zu haben, vorgeben, mit Recht zweifeln, daß dieselben in den wünschenswerthen Schranken der Wahrheit geblieben sind.

Nur wenige von Natur träge Thiere können von dieser so eben aufgestellten Regel, hier eine Ausnahme machen; allein weder diese noch jene, denen die Natur die Mittel zur Flucht versagt hat, dürfen nach richtigen Begriffen von Zahmheit, als Beweise dafür angesehen werden, und so können weder das sich zu unsern Füßen zu einer Kugel rollende Gürtelthier, noch der bei unserer Annähe-

rung sich in Vertheidigung setzende Ameisenfresser, noch der träge Bartvogel (Bucco), zahme Thiere genannt werden.

Nicht weniger bemerkenswerth ist der Irrthum derjenigen, welche Brasilien von Amphibien wimmeln lassen, und besonders den giftigen Schlangen in diesem Lande eine so bedeutende Rolle zugetheilt haben. Die, welche aus Furcht oder der nur zu gewöhnlichen Absicht, ihre Reisebeschreibungen zu schmücken, zu diesem Glauben Veranlassung geben, verdienen mit Recht hier widerlegt zu werden.

Es sind nämlich weder die Amphibien im Allgemeinen, noch die Schlangen, von denen wir besonders handeln wollen, an Zahl und Arten so reichhaltig, als man in Europa glaubt, und von letzteren werden die giftigen, durch Umstände, die dem Europäer gar nicht, oder nur zum Theil bekannt sind, weit seltener gefährlich als man glaubt.

Unter den Schlangen, von denen sich die giftigen zu den nicht giftigen, wie 1 zu 5 in Brasilien verhalten, sind mir bis heute 6 Vipernarten bekannt geworden, von denen man mit Recht behaupten kann, sie seyen giftig; denn der hiesige gemeine Mann hält alle Arten für giftig. — Diese sind

die Klapperschlange, der Urutú, die Caisaca, der Surucucú, die Xararaca und eine der Corallenschlange sehr ähnliche Art.

Die giftigen Schlangen sind auf den ersten Blick, von den nicht giftigen, durch einen plattgedrückten Kopf und einen sich schnellenden Schwanz, der dem Körper ein kürzeres, plumperes Ansehen giebt, kenntlich. Außerdem kann man die allen giftigen Schlangen eigene Trägheit mit vollem Rechte zu ihren Kennzeichen rechnen. Sie sind fast nie der angreifende Theil bei Thieren die ihnen nicht zur Nahrung dienen, und gebrauchen hauptsächlich das Gift, wodurch sie schrecklich werden, nur zu ihrer Vertheidigung, oder zur Tödtung solcher Thiere, die ihnen zur Nahrung dienen; wie z. B. bei Katzen, Kröten, Fröschen u. dergl. Auch wird keine der giftigen Schlangen durch Größe und Stärke furchtbar; denn die großen Schlangen welche Brasilien bewohnen, sind nicht giftig. Aber selbst der Biß der giftigen Schlangen ist nicht immer gleich gefährlich ja oft ganz unschädlich, wovon mir Beispiele bekannt geworden. Sie sind nämlich mit dem Gifte, was sie so schrecklich macht, nicht im Überflusse versehen, und es scheint eine gewisse

Periode nöthig, um das beim Beißen verbrauchte, wieder zu ersetzen; denn es hat sich nicht nur einmal ereignet, sondern man hat der Beispiele viele, daß Leute von allgemein anerkannt giftigen Schlangen gebissen wurden, und entweder keine Mittel anwanden, oder sich aus religiöser Einfalt, auf ein am Halse tragendes Heiligenbildchen verließen, und mit einem leichten Geschwulste davon kamen. Nur dann werden giftige Schlangen gewöhnlich gefährlich, wenn man sich ihrem Lager, das jedoch nicht immer unter dem Laube, sondern weit öfter darauf ist, nähert. Man kann aber oft nahe an ihnen hingehen, ohne gebissen zu werden, und gewöhnlich erst wenn man den Fuß auf sie setzt, oder sie sonst unmittelbar berührt, setzt man sich dieser Gefahr aus. Die in diesem traurigen Falle nöthigen Mittel werde ich weiter unten angeben.

Säugthiere.

Von diesen sind mir während meines Aufenthaltes in Brasilien ohngefähr hundert Arten bekannt geworden. Sie dienen meistens dem Brasilianer zur Nahrung, und selbst der Caschelott, der häufig

an den brasilianischen Küsten vorkommt, und das Fluß-Manati, sind hiervon nicht ausgenommen. Diejenigen jedoch, welchen man vorzüglich ihres Fleisches wegen nachstellt, sind die zahlreichen Affen, die Stachelschweine, beide Arten von Nasua's, die brasilianischen Hasen, die wegen ihres trefflichen Fleisches beliebten und zahlreichen Meerschweinchen (Cavia babybara, Aguti Pacca und Preia), die verschiedenen Gürtelthiere, die Tapire, die wilden Schweine und die verschiedenen Hirscharten.

Weniger wichtig wegen ihres Fleisches, als wegen ihres Einflusses auf die Ökonomie des Brasilianers, und wegen der sonderbaren Bildung, sind die Fledermäuse; unter denen der Vampyr und eine andere Art, Quandirú genannt, besonders bemerkt zu werden verdienen, weil sie während der Nacht das Blut der Hausthiere saugen. Ferner die Flußotter wegen der Zerstörung der Fische.

Die Katzenarten, unter denen Felis onça, concolor und discolor die vornehmsten sind.

Die Hund- und Beutelthierarten, wegen der Niederlage die sie unter dem Federvieh anrichten, und die Ratzenarten, wegen ihres nachtheiligen Einflusses auf den Landbau.

Den unschädlichen Ameisenfressern und den Faulthieren aber stellt man vorzüglich ihres Felles wegen nach, wiewohl auch das Fleisch der letzteren gegessen wird.

Bei den Katzenarten glaube ich darum umständlicher seyn zu müssen, weil man oft unrichtige Begriffe davon hat, und noch neulich ein Reisender, Herr Beyer, mit Unrecht auch den Königl. Tiger (Felis tigris), unter die brasilianischen Katzenarten zählte.

Der Brasilianer bezeichnet die obengenannten drei Arten, mit dem gemeinschaftlichen Namen Unze (Onça), nennt aber zum Unterschiede die eine die schwarze (Felis discolor), die andere die braune (Felis concolor), die dritte die gefleckte (Felis Onça).

Die Unzen nähren sich in den Waldungen vorzüglich von Affen, Hirschen und wilden Schweinen, und klettern gewöhnlich auf Bäume um ihren Raub zu erlauern. Da aber die wilden Schweine nicht selten in großer Anzahl beisammen sind, so wartet die Unze bis der Zug vorüber ist, und stürzt sich dann auf einige wenige nachfolgende, von denen eins bestimmt ihr Raub wird.

Da wo Viehzucht getrieben wird leben die Unzen mehr auf Rechnung des Menschen und folgen ihm und seinen Heerden nach, sie sind in Minas häufiger als an der Küste; am zahlreichsten aber da, wo, wie in den Flächen des Amazonen- und La Plata-Stromes, die Viehzucht ein Haupterwerbzweig der Bewohner ist.

Nur dann sind sie jedoch dem Menschen gefährlich, wenn er ihnen die Jungen raubt oder sie verwundet, und mir sind Beispiele bekannt, wo der Jäger den nicht gut treffenden Schuß mit dem Leben zahlen mußte. Dagegen ist mir nie ein Fall vorgekommen, wo Menschen von Unzen, außer den genannten Gelegenheiten, angefallen wurden, und so oft ich während meiner Reisen auch gezwungen war im Freien zu übernachten, wo mich nicht selten, besonders während der Begattung ihr Geschrei belästigte, so näherten sie sich doch nie, selbst wenn unsere Feuer längst erloschen waren, unsern Schlafstellen.

Merkwürdig ist es in der That, daß in dem glücklichen Klima von Brasilien, der Forscher sowohl in seinen Urbewohnern, wie auch in der ganzen Reihe seiner Säugthiere, ein gewisses Phlegma,

eine angeborne Trägheit, oder doch wenigstens mindere Lebhaftigkeit, gegen andere ähnliche Geschöpfe der Tropen der alten Welt, entdeckt. So sind z. B. die brasilianischen Affen lange nicht so lebhaft, noch so geschickt, aber auch nicht so boßhaft, wie die der alten Welt. — Die wilden Katzenarten sind Lämmer gegen jene von Afrika und Asien und selbst die Jagd des Tapirs, des größten brasilianischen Landthiers, und der verschiedenen wilden Schweinen, ist ein gefahrloses Kinderspiel, in Vergleich zu einer unserer wilden Schweinsjagden in Europa.

Endlich muß ich noch gestehen, daß unter denen Brasilien eigenthümlichen Thieren, etwa die Schweine ausgenommen, sich keine vortheilhaft zu Hausthieren eignen; daher Pferde, Esel, Hornvieh, Schaafe, Hunde und selbst Katzen, wichtige Geschenke für Brasilien sind.

Vögel.

Die brasilianischen Vögel verhalten sich zu den Säugthieren, wie 5 zu 1, sind also auch an Arten nicht so zahlreich, als man im Allgemeinen zu glau-

ben geneigt ist. Wäre es freilich wahr, wie manche vorgeben, daß die Vögel hier Jahr aus Jahr ein brüteten, so müßten solche natürlich in großer Menge seyn. Dieses ist jedoch nicht der Fall; sie bauen wie bei uns ihre Nester im Frühjahre und brüten, mit wenigen Ausnahmen, ein- auch zweimal.

Unterdessen ist es nicht zu leugnen, daß das prachtvolle Gefieder der brasilianischen Vögel, — wodurch man sich aber zugleich für die melodischen Töne unserer europäischen Sänger schadlos halten muß — einen Hauptcharakterzug in den organisirten Geschöpfen der Tropen ausmacht.

Vorzüglich vortheilhaft von dieser Seite, wie auch durch ihre eigenthümliche Bildung, zeichnen sich die vielfältigen Papagayen, die Pfefferfraße (Ramphastos) und die Colibri aus, so wie unter den Singvögeln auch viele mit dem prachtvollsten Gefieder, die kein Malerpinsel nachzuahmen im Stande ist, geschmückt sind. Der Triumpf aber dieser orientalischen Schönheit, dem die Pracht der Papagayen und Pfefferfraße, der Schmelz der Colibri und anderer weit nachstehen, sind unstreitig die rosenrothen Löffelreiher, wenn sie im Sonnenglanz über die dunklen Triften der Campos dos Goitacaces, am

unbewölkten, herrlich blauen Horizonte, in Schaaren einherziehen.

Es würde mich zu weit führen die einzelnen Schönheiten, womit die Tropenwelt ihre befiederten Bewohner ausstattete, hier aufzuzählen, ich werde mich daher, wie bei den Säugthieren, nur auf diejenigen beschränken, deren Existenz mehr oder weniger Einfluß auf die Ökonomie des Brasilianers hat.

Hierher gehört vorzüglich, der die Steppen der Gränzströme und das Hochland der innern Provinzen bewohnende amerikanische Straus (Struthio Rhea), dem man sowohl wegen seines Fleisches, als wegen seiner Eier und Federn nachstellt. Ferner die wegen der Trefflichkeit ihres Fleisches sehr geschätzten hühnerartigen Vögel, aus den Geschlechtern Tetrao, Crax, Penelope und die Tauben; so wie unter den Sumpfvögeln vorzüglich die Palamedeas, Schnepfen- und Strandläufer-Arten, und unter den Wasservögeln die Enten.

Es giebt jedoch in Brasilien nur wenige Vogelarten die nicht gegessen werden, und selbst die Falken sind nicht immer, die Eulen und Geyer jedoch, von dieser Regel ausgenommen.

Unter letzteren sind unstreitig die beiden Arten,

welche früher unter dem gemeinschaftlichen Namen von Vultur aura Linn., verwechselt wurden und die vom Brasilianer Urubú genannt werden, das wichtigste Naturgeschenk für Brasilien; denn vermittelst des ihrem Geschlechte eigenen scharfen Geruchsorganes, wittern sie Meilenweit das Aas auf und begraben es mit unbeschreiblicher Gefräßigkeit in ihren Eingeweiden.

Endlich bedient sich der Brasilianer noch des Gefieders mehrerer Vögelarten zu Schmuck und andern Arbeiten, unter denen die von den Nonnen verfertigten Federblumen am bekanntesten sind.

Wie schon bemerkt, ergötzen uns aber nur wenige brasilianische Vögel durch ihren Gesang. Diejenigen, welche ein prachtvolles Gefieder ziert, bringen nur rauhe, disharmonische Töne hervor, die man keineswegs Gesang, sondern mit vollem Rechte Geschrei nennen muß. Den schönsten, sind fast ohne Ausnahme die häßlichsten Stimmen zu Theil geworden, und nur höchst selten erfreuen sie uns, zugleich durch die Pracht ihres Gefieders und durch ihren Gesang. — Nur wenige Arten dienen den Brasilianern als Stubenvögel.

Brasilien hat wohl schwerlich Zugvögel, aller-

dings aber Strichvögel, die jährlich einmal ihren Aufenthalt von Osten nach Westen verlegen. So verhält es sich wenigstens in den Küstenländern, wo sie sich in den Monaten Juni, Juli und August, also im hiesigen Winter, vom Küstengebirge bis zum Meere herabziehen, weswegen diese Monate auch von den Küstenbewohnern die Zeit der Vögel (o tempo dos Passeres), genannt werden. Bei Rio de Janeiro und noch südlicher, fängt dieses Streichen der Vögel, wobei gewöhnlich viele Tausende erlegt und verzehrt werden, — schon im Mai an, nördlicher aber, in der Nachbarschaft von Pernambuco, fällt es aus leicht einzusehenden Gründen, dem Monate August näher; und da in den genannten Monaten, längs der Küste die Früchte größtentheils reifen, so sind im Durchschnitte die neuen Ankömmlinge, welche sich von diesen Früchten nähren, erstaunlich fett und wohlschmeckend. Dieses gilt besonders von den Pfefferfraßen, den Papagayen und den Tauben.

Vorzüglich nachtheilig für die Kultur des Mais, sind die Papagayen; dem Reisbau werden mehrere Gattungen von Kernbeisern (Loria) und Finken (Fringilla) gefährlich, so wie die Pisang- (Banamen)

und den Orangenpflanzungen, mehrere Arten von Oriolus, besonders aber der gelbschwänzige Japú, höchst schädliche Gäste sind.

Noch verdient als allgemeine Regel bemerkt zu werden, daß die rothe Farbe, bei denjenigen brasilianischen Vögeln wo das Farbekleid des Weibchens vom Männchen verschieden ist, gewöhnlich diesem letzteren eigen ist, so wie dagegen die grüne Farbe gewöhnlich die der Weibchen ist, und daß sich diese Regel auf ganze Geschlechter, wie z. B. auf Pipra, Nectarinia, Tanagra und andere, erstreckt.

Amphibien.

Unter den Amphibien, von denen ich bereits oben im allgemeinen und von den Schlangen insbesondere gehandelt habe, sind unstreitig die wichtigsten die hier aufgezählt werden können, der Kaiman oder das amerikanische Crocodil, der Tiin, eine Eidechse von 2 bis 4 Fuß Länge, und die verschiedenen Schildkrötenarten.

Der Kaiman, oder das brasilianische Crocodil (Xacaré), findet man am gewöhnlichsten von einer Länge von 5 bis 8 Fuß, doch erreicht es im Alter

eine bedeutendere Länge, und man will wirklich Kaimane von 12 Fuß, mit bemoosten Körper gefunden haben, wovon mir aber bis jetzt noch kein Beispiel vorgekommen ist. Die Nahrung dieses Thieres besteht aus so vielfältigen Geschöpfen, als ihm nur immer in der unbeweglichen Stellung, in der es in Flüssen, Teichen und deren Ufern auf Raub lauert, in den furchtbar-bezahnten Rachen fallen; denn seinen Raub zu verfolgen, ist es selbst im Wasser zu langsam und auf dem Lande gar nicht fähig. Seine gewöhnlichste Nahrung sind daher andere kleinere Amphibien, Fische, Insekten und Würmer, zuweilen auch Wasservögel, und unter letzteren vorzüglich die Hausthiere. Dem Menschen selbst ist es aber selten gefährlich, außer wenn dieser allein oder mit Lastthieren sumpfige Gewässer, in denen der Kaiman immer in größerer Anzahl, als in hellem fließenden Wasser lebt, durchwadet; wo es dann zuweilen geschiehet, daß die ältere Kaimane den Störern ihres Aufenthalts und ihrer Ruhe, mit furchtbaren Zähnen in die Beine fallen. Da dieses aber selten der Fall ist und man sich leicht vor solchen Zufällen mit etwas Vorsicht hüten kann, so hat das brasilianische Crocodil keinen sehr

schädlichen Einfluß auf die Ökonomie des Brasilianers, und überdieß wird sein Fleisch von den Negern und wahrscheinlich auch von Brasiliens Urbewohnern gegessen.

Wichtiger als Nahrungsmittel betrachtet, sind dagegen für den Brasilianer, die Land-, Fluß- und See-Schildkröten, und unter letzteren besonders die Mydas-Schildkröte, von der mir vier verschiedene Arten bekannt geworden.

Diese Schildkröte, die mir bis zu einer Größe von 5 Fuß vorgekommen, geht in dem hiesigen Sommer, während der Abenddämmerung und der Nacht aus dem Meere, arbeitet sich mühesam auf den Strand, bis zu einer Höhe, wohin das Wasser bei der Fluth nicht reicht, gräbt sich da zuerst einen ungefähr 6 Zoll tiefen Kessel im Sande, und alsdann sehr geschickt mit den hinteren Floßen ein Loch, in das sie ihre Eier, die sich gewöhnlich über hundert belaufen, legt. Bei diesem Geschäfte läßt sie sich durch nichts stören, selbst wenn man ihr die Eier, so wie sie sie legt, einzeln wegnimmt. Hierbei werden ihr sowohl die die Küste bewohnenden Urbewohner, von denen nicht nur ihre Eier, sondern auch ihr Fleisch für einen Leckerbissen ge-

halten und genossen werden, — als auch die Unzen gefährlich. Letztere zerbrechen mit ihren Tatzen den Kopf der Mydas-Schildkröte, und wissen nachher sehr geschickt das Fleisch des getödteten Thieres, aus der felsenharten Schaale, vermittelst der Pfoten auszuholen. Man erblickt daher zur Zeit, wenn die Mydas-Schildkröten ihre Eier legen, die Spuren dieser Raubthiere im weichen Sande des Strandes, oft in allen Richtungen. Die Eier selbst sind kugelrund und haben etwa 1¾ Zoll im Durchmesser. Ihre äussere Schaale ist reinweiß, pergamentartig und giebt dem äußeren Drucke, ohne leicht zu brechen, nach. Der Geschmack ist zwar nicht unangenehm, aber etwas fischartig; auch erhärtet beim Kochen nur der Dotter, aber nicht das Weiße in denselben.

Nach Verhältniß der Umstände, werden die Eier der Mydas-Schildkröten, von der Sonnenwärme, innerhalb 3 bis 4 Wochen ausgebrütet, wo alsdann die jungen Thierchen, die ungefähr nur eben so groß, wie ein halber Laubthaler sind, auf immer ihre Wiege verlassen und dem Meere zueilen. Mehrmalen habe ich viele dieser niedlichen Thierchen, die das vollendetste Miniaturbild ihrer

kolossalen Eltern sind, mit mir in die benachbarten Waldungen genommen, wo sie jedesmal, sobald ich ihnen die Freiheit gab, nach der See zueilten. Ich mochte sie auch noch so oft nach andern Gegenden wenden, so verbesserten sie augenblicklich wieder ihre Richtung nach dem Meere.

Dem Brasilianer dient ferner noch obenerwähnte Eidechsenart, der Ti-iu, zur Nahrung, deren Fleisch in der That trefflich ist; aber Frösche zu essen bezeigt man allgemeinen Abscheu. Einige unter diesen letztern zeichnen sich durch lebhafte Farbenzeichnungen, andere durch ihre bedeutende Größe und andere endlich durch sonderbare und schallende Töne aus. Jedoch sind mir noch nicht die berüchtigten nordamerikanischen Froschconcerte, in Brasilien zu Ohren gekommen.

Fische, Weichthiere (Mollusken) und Krustenthiere.

So mannichfaltig auch immer die Nahrungsmittel sind, welche dem Brasilianer die drei vorhergehenden Klassen des Thierreiches darbieten, so kommen diese doch keineswegs den Fischen an Reichhal-

tigkeit gleich; denn wir finden in Brasilien an der Küste und den Mündungen der Flüsse, bedeutende Ortschaften, deren Existenz fast einzig auf dem Fischfange beruhet.

Allein bei dieser Reichhaltigkeit und bei der Trefflichkeit der Fische, hat man es doch bis jetzt nicht dahin gebracht, die innern Provinzen mit dem Überflusse, welche die Küste an Fischen darbietet, zu versehen, und es gehen fortwährend sehr bedeutende Summen für gesalzne und getrocknete Fische in das Ausland, namentlich nach Nordamerika.

Die vorzüglichste Fischart, mit deren Zubereitung der Brasilianer sich fast ausschließlich begnügt, ist die Garopa, ein 12 bis 20 Fuß langer, sehr schmackhafter Fisch, der besonders längs der Capitanie von Bahia, und vorzüglich in der Nähe der Abrothos vorkommt, weswegen man auch an letztgenanntem Orte, ihren Fang hauptsächlich betreibt. Außer der Garopa, sind unter den zahlreichen Bewohnern der Gewässer, welche aufzuzählen uns hier der Raum nicht gestattet, der Zitteraal und der Zitterrochen, wegen ihrer elektrischen Eigenschaft, die merkwürdigsten.

Endlich nähret sich der die Küste bewohnende

Brasilianer noch vorzüglich von Krabben, die wie ich schon oben bemerkt, besonders an den Mündungen der Flüsse vorhanden sind, sich aber nur auf wenige Arten beschränken, so daß mir bis jetzt kaum 12 Species bekannt sind.

Unter den Weichthieren (Mollusken) sind mehrere Austern und Muschelarten, und der Dintenfisch, den man ißt, die bemerkenswertheſten. Schon seit den ältesten Zeiten, waren die erstere den Urbewohnern der Küste ein wichtiges und beliebtes Nahrungsmittel; ja es ist bekannt, daß ehemals ganze wilde Horden des Innern, der Muscheln wegen die Küste zu gewissen Zeiten besuchten, was noch heut zu Tag von den Küstenindiern, besonders wegen der Krabben, geschieht.

Insekten.

Wenn ich im Vorhergehenden, den Brasilien irrig zugetheilten Thierreichthum in den höheren Klassen der organisirten Geschöpfe zu widerlegen gesucht, so bin ich doch auch wiederum damit einverstanden, daß sich derselbe mit einigen Einschränkungen, bei den Insekten, bei den Würmern und

Zoopyten findet. Überdieß zeichnen sich die meisten brasilianischen Insekten, wie bekannt, theils durch unvergleichliche Farben, die oft schön metallglänzend sind, theils durch auffallende Größe und Formen aus, und verdienen wohl in Hinsicht der Schönheit, unter den organisirten Wesen der brasilianischen Schöpfung, den ersten Rang.

Ihr Einfluß auf die Ökonomie des Brasilianers und ihn selbst, ist es jedoch was ich auch hier nur berücksichtigen kann, weßwegen ich diejenigen Insekten, welche hierher gehören in nachstehende Eintheilung bringe.

a) Nachtheilige Insekten für die Ökonomie des Menschen in Brasilien:

Ameisen,
Termiten,
Kakkerlaken (Blatta), und
Rüsselkäfer (Curculio),

b) Nachtheilige Insekten für den menschlichen Körper selbst:

Moskiten,
Stechfliegen (Conops, Stomoxys), und
Sandflöhe (Pulex penetrans).

c) Nützliche Insekten für die Ökonomie des Menschen:

Cochenille, und

Bienen.

Die Ameisen verdienen, weil wir in ihnen in der Folge ein Haupthinderniß des Landbaues werden kennen lernen, zuerst genannt zu werden. Unter ihnen zeichnet sich die Tanarura, durch Größe und durch den Schaden den sie stiftet, vorzüglich aus. Besonders ist sie den Mandiokpflanzungen gefährlich, und da wo sich dergleichen nicht finden, verschont sie außer Zuckerrohr nur wenige Pflanzen. Ihr zerstörender Fraß ist so erstaunlich schnell, daß oft in einer einzigen Nacht, Dutzende der schönsten Orangenbäume völlig entblättert werden. Zu leugnen ist es jedoch nicht, daß durch Aufmerksamkeit und besonders wenn man sich bemühet die junge Brut dieser schädlichen Ameise im Entstehen zu vertilgen, die Pflanzungen leicht vor ihrem so nachtheiligen Einfluß gesichert werden können, wobei zu bemerken, daß die Tanarura trocknen, freien und selbst hohen Boden liebt, und nur höchst selten in feuchten Waldungen oder marschigen Gegenden vorkommt. Sie ist deßwegen besonders auf dem Hochlande des

Innern zahlreich. Außer den Mitteln aber, welche man hier so wie an der Küste zu ihrer Vertilgung anwendet und von welchen ich beim Landbau reden werde, werden daselbst jährlich noch Millionen dadurch zerstört, daß die dortigen Bewohner sich ihrer zur Nahrung bedienen. Im Oktober nämlich verbreiteten sich die beflügelten Weibchen durch die umliegenden Gegenden, um ihre Eier zu legen, zu welchem Ende sie sich Löcher in die Erde, und zwar vorzüglich in recht festen Lehmboden, graben. Dieses ist der Zeitpunkt in dem man sie ergreift und ihnen den dicken, mit Eiern angefüllten Hinterleib abreißt, der in Fett geröstet, von den Bewohnern des Hochlandes, als ein Leckerbissen verzehrt wird.

Die Natur hat jedoch dem Überhandnehmen der Ameisen die wichtigsten Schranken dadurch selbst gesetzt, daß sie Thiere schuf, denen sie dieselben entweder ausschließend oder zum Theil zur Nahrung bestimmte. Zu ersteren gehören vorzüglich die verschiedenen Ameisenbären (Myrmecophaga jubata, didactyla und tetradactyla). Diese, mit starken Krallen, die ihnen zum Aufscharren der Ameisenhaufen und zur Vertheidigung dienen, bewaffneten Thiere, sichert ein dickes, mit borstenartigen Haaren

versehenes Fell vor den Bissen der Ameisen, während sie ihre lange klebrige Zunge, in den aufgewühlten Ameisenstaat stecken und mit gierigen Zügen die Ameisen zu Tausenden einschlürfen. Öfter fand ich in dem Magen des Myrmecophaga jubata, daß eine Mahlzeit solcher Insekten über ein Pfund wog, woraus man sich leicht einen Begriff machen kann, wie nützlich diese sonst unschädlichen Thiere sind. Aber auch die Armadille oder Gürtelthiere und die zahlreichen Spechte, so wie viele andern Vögel und selbst die Amphibien, tragen viel zur Verminderung der Ameisen bei; auch kann der Schaden den sie anrichten, im Ganzen nicht mit demjenigen verglichen werden, den bei uns der Landbau durch Heuschrecken und Raupen leidet, welche letztere in Brasilien dem Fleiße des Landmannes ungleich weniger und seltener gefährlich werden.

Dagegen zählt Brasilien einen zwar dem Landbaue weniger gefährlichen, aber den Gebäuden, Geräthschaften und andern Bedürfnissen des Menschen sehr nachtheiligen Feind, in verschiedenen Arten der Termiten, die der Brasilianer mit dem Gemeinnamen Cubins belegt. Diese den Ameisen an Gestalt und Lebensart ähnlichen Insekten, unter-

scheiden sich von letzteren vorzüglich durch größere Weichheit des Körpers und dadurch, daß sie von ihren Wohnungen aus, die gewöhnlich über der Erde an Bäumen und Gebäuden sind, von wo aus sie ihr Zerstörungsgeschäft treiben, — bedeckte Gänge nach allen Richtungen bilden. Alle Gegenstände, außer Metallen, und von diesen selbst die Farben und der Lack, wenn sie angestrichen oder lackirt sind, werden von ihnen unter diesen ebengenannten Gängen zerstört; indem sie ihnen theils wie Holz zur Nahrung dienen, oder in dem sie solche zur Verfertigung dieser Gänge selbst anwenden, die denn hieraus und aus dem Unrathe dieses schädlichen Insektes gebildet sind. Die Zerstörungen welche die Cubins anrichten, gehen aber gewöhnlich so schnell von Statten, daß oft ein einziges Nest hinreicht in wenigen Tagen das Hausgeräthe eines ganzen Stockwerks zu zernichten, und daß man deswegen ja nicht versäumen muß, bei den ersten Anzeigen ihrer Gegenwart, ihr Nest aufzufinden, und mit Feuer, siedendem Wasser, oder auch wo sich dieses nicht anwenden läßt, durch Arsenik und andere Gifte zu zerstören.

Diese Termiten oder Cubins sind gleichfalls an Arten in Brasilien reichhaltig. Viele derselben bewohnen

die Urwaldungen, wo sich ihre Zerstörungen jedoch nur auf alte, abgestorbene oder durch Sturmwinde gefällte Bäume erstrecken. Von denen, die in freiem Felde und besonders auf dem Hochlande des Innern ihr Wesen treiben, ist eine Art besonders dadurch merkwürdig, daß sie kegelförmige Thonhaufen bis zur Höhe von 10 und selbst 12 Fuß, die aber selten mehr als 2½ bis 3 Fuß im weitesten Durchmesser haben, aufführt, wovon der denkende Mensch einen besondern Gebrauch zu machen lernte. Man macht nämlich in beliebiger Höhe an der Seite eine planconvere Höhle in besagte Tonkegel, und erhält auf solche Weise einen kleinen dauerhaften Backofen, dessen Bewohner gewöhnlich bei der ersten Heitzung, das Opfer ihrer Industrie werden. Doch fand ich auch zuweilen, daß die Termiten dann nach unten fortbaueten, und so den Fuß solcher natürlichen Öfen erweiterten.

Man trifft in Niederungen von Minas-Geraes zuweilen mehrere hundert dieser Termiten-Wohnungen beisammen, die von 6 bis zu 12 Fuß Höhe verschieden sind; allein es gehört doch eine etwas starke Einbildungskraft dazu, um mit früheren Rei-

senden einen solchen Termitenstaat, in gewisser Entfernung für ein Dorf zu halten!

Minder gefährlich wie die vorhergehenden Insekten, jedoch immer wichtig genug um hier nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden, sind die Kakkerlaken, Barratas vom Brasilianer genannt, deren ich bereits gegen 20 Arten kennen lernte. Es sind vorzüglich die beiden Arten, Blatta americana und Blatta brasiliensis, welche durch den Schaden, den sie in Wohnungen, besonders älteren, dadurch anrichten, daß sie Meubeln, Zeuge, Speise u. s. w. benagen, den hiesigen Bewohnern lästig werden. — Durch die Blattas, viele Arten von Ameisen und die Feuchtigkeit, werden leider die Bemühungen des Naturforschers im Sammeln naturhistorischer Gegenstände, nur zu oft in Brasilien vereitelt. — Ausserdem sind dem Holzwerke, den Fässern mit geistigen und gegohrnen Getränken, den Hülsenfrüchten, dem Getraide und dem Mais, einige Rüsselkäferarten, vom Brasilianer Brocos genannt, die kaum etwas größer als eine halbe Linie sind, sehr nachtheilig.

Wenn wir bereits aus Vorstehendem gesehen haben, daß der Brasilianer die nachtheiligsten Feinde

seiner Bedürfnisse im Thierreiche hat und zwar unter den Insekten, so sind es ebenfalls die Insekten, welche dem menschlichen Körper selbst am beschwerlichsten sind. Denn so schrecklich auch das Schlangengift ist, und so weit es den Stich und den Biß der giftigsten Insekten hinter sich zurück läßt, so haben wir doch auch erfahren, daß die Gefahr von Schlangen gebissen zu werden selten ist, nicht immer gleich gefährlich, und daß selbst im schlimmsten Falle, seinen tödlichen und zerstörenden Wirkungen, durch Mittel, welche Brasilien größtentheils selbst erzeugt, vorzubeugen ist, da hingegen die Moskiten, die Stechfliegen und die Sandflöhe eine wirkliche Plage des Brasilianers, und mehr noch des Fremden genannt zu werden verdienen.

Das Beschwerliche dieser freilich sehr lästigen Thiere hat man aber auch im Auslande vergrößert, und unter diesen Übertreibungen ist unstreitig diejenige die größte, wenn man dem Sandflohe zur Last legt, daß er tief in das Muskelfleisch eindringe, daher ich seiner zuerst erwähnen will.

Die Größe des Sandflohes (Pulex penetrans) beträgt kaum den dritten Theil des gemeinen Flohes, dem er auch in den Sprüngen und an Farbe

gleicht; durch seine Bestimmung aber, seine Eier unter die Haut der Thiere und Menschen zu legen, wird er noch beschwerlicher wie jener. Er wählt zu genannter Absicht, die Zehen der Füße und die Fußsohlen, die er andern Theilen des Körpers vorzieht, obgleich er auch zuweilen, jedoch selten, an den Händen, Armen und Schenkeln, noch seltener aber am Rumpfe getroffen wird. Nur das Weibchen bohrt sich unter die Haut und legt daselbst seine Eier, die sehr zahlreich, von weißer Farbe sind, und nach wenigen Stunden des Legens aufschwellen und ihre Gegenwart durch ein Jucken zu erkennen geben, welches zugleich den Zeitpunkt anzeigt die Stelle der Haut worunter sie liegen aufzuritzen und die Eier auszudrücken, bevor die Bildung der jungen Brut vollendet ist. Gewöhnlich findet man die Mutter nicht mehr am Leben, sondern sie liegt todt an der Öffnung des weißen häutigen Sackes, der ihre Nachkommen enthält und ihr Machwerk zu seyn scheint. Nachdem auf genannte Art die Eier ausgedrückt sind, pflegt der Brasilianer die zwischen Haut und Fleisch entstandene Höhlung, mit irgend einer Fettigkeit auszufüllen, oder streut auch nur etwas Schnupftaback in die Öffnung, welches letztere

Mittel jedoch deswegen den Fremden nicht anzurathen ist, weil der starke Reiz des Schnupftabacks leicht Eiterung erregen kann. Nach wenigen Tagen ist gewöhnlich die reinlich gehaltene kleine Wunde wieder zugeheilt. Die obengenannte Operation des Ausziehens oder Ausdrückens ist an sich keineswegs schmerzhaft, wenn solche nicht ungeschickt oder fehlerhaft unternommen wird. Auch kann man durch Reinhalten der Wohnungen und der Füße, dieses Übel sehr vermindern; und man sieht gewöhnlich nur diejenigen, welche solches vernachlässigen, besonders neue, aus Afrika übergebrachte Negersklaven, daran leiden. Dem Fremden, der Brasilien besucht, ist außerdem die Vorsicht zu empfehlen, keine Wohnungen die eine Zeitlang leer gestanden haben, besonders wenn dieselben einen Stein- oder Thonboden haben, wie es auf dem Lande meistens der Fall ist, eher zu beziehen, bis er sie mit denjenigen Pflanzen hat ausfegen und bestreuen lassen, welche der Brasilianer zu diesem Entzwecke kennt, und die, weil sie sehr gemein sind, immer gleich herbeigeschafft werden können.

Nicht weniger lästig sind den Bewohnern Brasilieus, noch mehr aber den Fremden, die verschie-

denen Arten von Schnacken und Stechfliegen, welche der hiesige Bewohner mit den Namen Mosquitos, Mutucas und Marui belegt. Von ersteren hat der neu angekommene Fremde am meisten zu dulden und wird gewöhnlich, besonders zur Nachtzeit, über und über gestochen, während andere Personen an demselben Orte sich nicht im mindesten belästiget fühlen; ein Umstand der eben so sonderbar ist, als es schwer seyn dürfte die wahre Ursache davon anzugeben. Unterdessen ist dieser kleine Tribut bald dem Lande bezahlt und ich habe wenige Fremde getroffen, die nicht nach einem kurzen Aufenthalte ihre Klagen über die Lästigkeit dieser Insekten eingestellt haben. Es ist jedoch gewiß daß die Mosquitos, und auf und an Flüssen die Maruis, deßwegen zu den lästigsten Thieren der brasilianischen Tropen gehören, weil sie nicht nur des Tags, sondern selbst in der Nacht die Ruhe des Menschen stören; während die Stechfliegen (Conops) nur nach Sonnenaufgang und bis zu Sonnenuntergang beschwerlich fallen. Durch Florgardinen, welche der wohlhabendere Brasilianer um seine Betten zieht und durch den Rauch des zur Abendzeit in den Hütten der ärmeren Klassen und

der Wilden unterhaltenen Feuers, kann man sich jedoch leicht auch vor dieser Plage schützen.

Jene Schwärme von Mosquitos und Stechfliegen aber, welche in niederen, morastigen und feuchten Gegenden, den Menschen so sehr belästigen, sind weit geringer in höheren, freien und mithin gesünderen Regionen; und so leitete die weise Natur auch hier den Menschen zum Besseren, indem sie ihm den Aufenthalt in jenen, seinem Körper und seiner Gesundheit nachtheiligen Gegenden, durch oben beschriebene beschwerliche Insekten erschwert.

Ferner verdient hier bemerkt zu werden, daß der Stich des brasilianischen Skorpions, der mir bis zu einer Länge von 6 Zoll vorgekommen ist, und der Biß mehrerer Arten von Tausendfüßen, gewöhnlich einen sehr bedeutenden Geschwulst und die fürchterlichsten Schmerzen erzeugen, die oft mehrere Tage anhalten. Auch mehrere Raupen, besonders aus der Familie der Spinner (Bombyces) und die Buschspinne, besitzen in ihren Haaren, besonders wenn man sie unwillkührlich berührt, eine ähnliche giftige Eigenschaft, welche Geschwulst und oft sehr heftige Schmerzen, in dem mit ihnen in Berührung gekommenen Theile erregt.

Von den vielen Arten von Spinnen die Brasilien besitzt, und die oft mit dem herrlichsten Metallglanze prangen, will ich hier nur der Buschspinne erwähnen. Dieser Riese unter den Spinnen, lebt in Erdlöchern in schattigen Waldungen, in Höhlen alter Bäume und in feuchten alten Wohnungen. Es scheint übrigens noch nicht ausgemacht zu seyn, ob die Behauptung, daß sie die Colibri in ihren Nestern erhasche und sie aussauge, ganz und gar irrig sey. Des Herrn von Langsdorffs Behauptung, als ob diese Spinne nie den Boden verlasse, ist wenigstens nicht richtig. — Auch die Buschspinne verfertiget für ihre Eier und Jungen einen Sack, zu dem sie einen großen Theil ihrer eigenen Haare nach Art der Bombyus, verwebt. Er ist rund, oben platt gedrückt, von der Größe und Dicke einer gewöhnlichen silbernen Taschenuhr, auswendig braungrau behaart, inwendig schön weiß und seidenartig glatt. In ihm trägt die Buschspinne erstlich ihre Eier und nachdem solche aufgegangen, noch lange Zeit nachher ihre Jungen mit sich herum. Diese sind gelblich weiß, mit röthlichem Brustflecken und Füßen, und ihre Anzahl ist gewöhnlich sehr bedeutend. Ihrer erwähnten giftigen

Eigenschaft wegen, ist die Buschspinne aber allgemein in Brasilien verabscheuet.

Der Brasilianer sieht sich durch den Vortheil, den andere Insekten ihm bringen, zum Theil für jene nachtheiligen entschädiget. Unter ihnen kann man die Cochenille, welche trefflich in den nördlichen Provinzen fortkommt, und die vielen wilden Bienen, deren mir bereits an 20 verschiedene Arten bekannt sind, und welche sich sehr gut zu Hausthieren eignen, nennen. Die vorzüglichsten dieser Bienen erzeugen einen äußerst aromatischen Honig, der von dem Brasilianer in verschiedenen Krankheiten, vortheilhaft angewendet wird, und dessen sich der nackte brasilianische Wilde um so leichter bemächtigen kann, da die meisten Arten der hiesigen Bienen stachellos sind.

Die Würmer und Zoophyten erwähne ich nur deßwegen, weil von erstern die Eingeweidewürmer der Gesundheit des Menschen sehr nachtheilig sind, und letztere nicht selten der Küstenschifffahrt da wo sie als Corallenriffe vorkommen, gefährlich werden.

Sechstes Kapitel.

Von den Bewohnern Brasiliens.

1) Wilde Urbewohner, oder herumstreifende Jägerhorden, und

Küstenindier oder dem Staate unterworfene Urbewohner, von sanfteren Sitten und an den Ackerbau gewöhnt.

2) Bewohner europäischer Abstammung, und

3) Bewohner afrikanischer Abstammung, die größtentheils Sklaven sind, nebst einigen Worten über den Sklavenhandel.

Die Bevölkerung des Kaiserthums Brasilien beträgt zwischen 7 und 8 Millionen Menschen, welche sich füglich in drei Classen eintheilen lassen; nämlich:

a. in freie und unterthänige Urbewohner,
b. in Europäer und ihre Abkömmlinge, und
c. in Sklaven und freie Neger.

Dem beobachtenden Reisenden öffnet der Urbewohner Brasiliens ein so belehrendes Studium des Menschen, daß ich glaube umständlicher seyn zu müssen, indem ich hier einiges über ihn, seine Lebensart und seine Verhältnisse zu seinem Geburtslande, mittheile. Vorher sey es mir jedoch erlaubt einer großen Nation dieser Urbewohner zu erwähnen, die wir zwar nicht mehr in ihrem Urzustande sehen, die aber von jeher einen sehr grossen Einfluß in Brasiliens Annalen hatte.

Längs der ganzen Küste von Brasilien zerstreut, finden wir unmittelbar am Strande, oder nur wenige Meilen landeinwärts, eine Nation, die durch die Bemühungen der für Brasilien wohlthätigen Jesuiten, dem Staate früh zu nützlichen Bürgern gemacht wurden. Von ihr sind alle Schilderungen genommen, die wir über Brasiliens Urbewohner von früheren Reisenden besitzen, und eben so verdanken wir diesem Stamme alle Benennungen von Thieren, Pflanzen u. s. w. sie mögen von Mar-

graf in Pernambuco, oder von de Lery in Rio de Janeiro aufgezeichnet seyn *).

In gleichem Zustande wie vor mehr denn dritthalb hundert Jahren die Jesuiten diese Urbewohner vor und nach der Bekehrung schilderten, findet sie heute der Forscher wieder. Unvermischt mit andern Racen, und ihrer Sprache und ihren Gewohnheiten getreu, erkennt man sie auf den ersten Blick. Nur den Namen ihres Stammes weiß keiner mehr, nnd dieß leitet mich auf die Vermuthung, daß die verschiedenen Benennungen mit denen man sie vor Alters als Jappynambos und Tamoyos bezeichnete, ihnen von den Europäern beigelegt wurden; wie es noch gegenwärtig bei den vielfältigen wilden Horden der Fall ist, welche die Ufer des Amazonenstromes und Paraquay's bewohnen, oder in den beinahe undurch-

*) So sagt Margraf de Incolis Brassiliae. In genere autem vocant (Incolae) omnes Europaeos et advenas, Caraibas itemq. Perú.

Caraibas nennen die Küstenindier noch heut zu Tag die Menschen von weißer Farbe, und ich führe gerade dieses Beispiel hier mit an, weil es mir wahrscheinlich dünkt, daß die Benennung der Caraiben am Amazonenstrome und an andern Orten, davon hergeleitet seyn möge.

dringlichen Urwaldungen Brasiliens, ein nomadisches Jägerleben führen.

Wichtig wegen ihrer Sitten und rohen Gebräuche waren auch die Urbewohner, welche man gegenwärtig Küstenindier (Indios da Costa) oder auch zahme Indier nennt (Indios mansos), und die Anchieta *) und nach ihm, Vasconcellos, und Southy **), beschreiben.

Erwägt man die natürliche Beschaffenheit dieser Volksstämme, so kann man nicht ohne Wohlgefallen die Körperfülle und Gesundheit derselben betrachten. Sind sie gleich nicht so vollkommen gebildet als die Kaukasischen Völker, so kann ihnen ein starker geschmeidiger Körper, zu beträchtlicher Ausdauer geschickt, nicht abgesprochen werden, und die Schärfe ihrer Sinne setzt den Europäer in Erstaunen. Auch fehlt es ihnen keineswegs an Verstand und guten Geistesanlagen; die Jugend besonders ist lebhaft und aufmerksam, so daß man sich leicht überzeugt daß die Rohheit welche diesen

*) Vida do venerable padre Joseph de Anchieta dos Companhios de Jesu ets. Lisboa. MDCLXXII.

**) History of the Brasil, by Southy.

Menschen noch gegenwärtig zur Last gelegt werden kann, vorzüglich im Mangel an Bildung, und mithin mehr an denjenigen liegt, von denen sie diese Bildung zu empfangen berechtiget sind.

Die Küstenindier haben sich für den Staat schon in früheren Zeiten brauchbar gezeigt. Die Namen vieler ihrer Anführer sind in der ältesten Geschichte der Provinzen von Bahia, S. Vicente, Pernambuco, und Rio de Janeiro ruhmvoll verzeichnet. — Bei Urbarmachungen des Landes und Eröffnung der Verbindungen zwischen den verschiedenen Distrikten, sind sie immer von sehr großem Nutzen gewesen, und die Anlegung von Landstraßen nach dem Innern würde der Regierung ohne die Indier viel schwerer und kostspieliger gewesen seyn, da nur sie in den feuchten Waldungen ausdauern können. Wie vortrefflich sie bei Aushauung der Waldungen und bei Fällung des Nutzholzes dienen, welches sie mit großer Geschicklichkeit und Übung auszuwählen verstehen, und in manchen Gegenden mit vieler Anstrengung und Gefahr über die Wasserfälle herabflößen, ist an der Küste Brasilien's allgemein bekannt. Eben so zeigen sie zur Schifffahrt, zur Jagd und Fischerei viele Geschicklichkeit.

Von einer, der Civilisation höchst nachtheiligen Gleichgültigkeit gegen jedes Interesse, das ihren Gewohnheiten fremd ist, sind sie nicht loszusprechen. Faulheit kann man es nicht nennen, denn wohin eigner Hang, Gewohnheit oder Neigung sie ruft, sind diese Menschen unermüdlich, und was Herr von Humboldt in diesem Betrachte vom Urbewohner des ehemaligen spanischen Amerika sagt, ist völlig auf den ursprünglichen Brasilianer anwendbar.

Der Ackerbau ist daher von den Küstenindiern äußerst vernachlässiget, und nur selten wird man einzelne unter ihnen finden, die von den nothwendigsten Bedürfnissen, als Mandiok, Bohnen, Mais u. s. w. mehr pflanzen, als ihr eigenes Bedürfniß unumgänglich erfodert. Noch weit seltener aber ist es unter diesem ganzen Stamme, der meiner Berechnung nach, doch aus drei- bis viermal hunderttausend Seelen bestehen mag, einzelne Wohlhabende zu finden. Die Jagd, Fischerei, der Fang der Krappen, und das Aufsuchen der Muscheln, sind ihre Lieblingsbeschäftigungen und gewähren diesen aus Phlegma genügsamen Menschen, hinlängliche Nahrung.

Obgleich schon frühe dieser Stamm durch die

Bemühungen der Jesuiten, längs der Küste in Dörfern versammelt worden war, so bezeigen sie doch wenig Hang zu einem gesellschaftlichen Zusammenwohnen, und bald nach der Aufhebung der Jesuiten haben sich die meisten dieser hier vereinten Urbewohner wieder in die umliegenden Gegenden zerstreut, wo sie in Strohhütten wohnen, und oben geschilderte Lebensart führen.

Nach der Vertreibung der Jesuiten übernahmen es die Capuziner, Missionäre nach Südamerika zu senden. Allein diese erreichten bis jetzt bei weitem nicht das, was die Väter jener Gesellschaft, die leider freilich da wo sie sich einschlichen, einen Staat im Staate bildeten, leisteten, und ersetzen nur sehr wenig den Verlust, den das Wissen und die Menschheit, dnrch die Anstrengungen derselben im Bekehrungsgeschäfte und in der Cultur überhaupt erlitten. Zudem suchten stets die Jesuiten zu dergleichen Missionen die klügsten, unterrichtesten und redlichsten Männer aus. Und die Grundsätze welche von ihnen den Wilden beigebracht wurden, so wie die Art und Weise selbst, wie sie den rohen Wilden zu gewinnen suchten und wirklich gewannen, alles dieses spricht zu sehr zu ihrem Vortheile

als daß man darüber, daß sie im Geiste des 16. Jahrhunderts, ihre Lehrsätze mit dem Irrthume des Aberglaubens vermischten und selbst ihre Schriften damit befleckten, die Wohlfahrt vergessen dürfte, zu der sie, durch ihre Bemühungen für die Cultur, Brasilien erheben halfen.

Übrigens ist es ihnen auf alle nur mögliche Weise erschwert worden ihr Bekehrungsgeschäft in Brasilien zu treiben. Denn die Geschicklichkeit die Wilden zu gewinnen war den Portugiesen, die solche lange als Sklaven behandelten, so verhaßt, daß man ihnen selbst an mehreren Stellen, die Erlaubniß versagte, Kirchen zu erbauen. Dem Jesuiten Luiz Figuera wurde 1622 selbst der Aufenthalt in Maranhao verboten; durch Festigkeit brachten die Väter es jedoch dahin, daß sie unter der Bedingung bleiben durften: daß sie bei Verlust aller ihrer Güter, sich nie in die Angelegenheiten der zahmen Indier mischen sollten *). Wie klug,

*) „De que nunca se intrometeriao com os Indios „domesticos; e que faltando a elle, incorreriao „na pena de exterminio com a perda de todos „os bens, de que se achassem possuidores; resig„naçao prudente, que den sem duvida as mais se-

wie vorsichtg sie aber bei der Auswahl ihrer neuen Niederlassungen zu Werke gingen, davon zeugen noch viele blühende Ortschaften, und mehr noch die Ruinen ehemaliger. Nur höchst selten ließen sie sich in Niederungen nieder, sondern wählten gewöhnlich hohe gesunde Lagen, wo zugleich der benachbarte Boden fruchtbar war.

Zwar beschuldigt man die Jesuiten, die physischen Kräfte der durch sie neubekehrten Wilden, die sie seltner zu Handwerkern als zum Ackerbau anhielten, zu sehr zu ihrem Vortheile benutzt zu haben. Wie dem auch sey, so muß man doch gestehen, daß sie die dem Staate wohlthätige Kunst verstanden den sonst unnützen Bürger in Thätigkeit zu setzen, ohne Unzufriedenheit zu erwecken, noch das Wohlwollen des Wilden zu verlieren.

Die brasilianischen Urbewohner, die Küstenindier sowohl als die Wilden, sind meistens mittler Statur, und von Farbe bräunlich gelb (nicht kupferfarben, wie man oft irrig glaubt). Die glatten

---

„guras provas, do que so' buscavao como verda-
„deiros Missionarios os importantes interesses na
„converçao das almas daquelle gentilissima."

etwas spröden Haare sind pechschwarz, das etwas schief stehende Auge ist gesättigt braun. Ein Hauptcharakter des Brasilianers aber sind die hervorstehenden Backenknochen, welche dem Gesichte ein breiteres Ansehen geben, und mit dem etwas schiefen Auge und dem schwarzen Haare, an asiatische Bildung erinnern.

So wenig der Urbewohner Brasiliens kupferfarben genannt werden kann, so unrecht würde man thun, ihn für Bartlos zu halten. Die Wilden zwar reißen sich sorgfältig die Haare des Gesichts, der Schaamtheile und der Achselhöhlen aus; und dieser Gebrauch der uralt zu seyn scheint, und von Generation auf Generation fortwirkte, kann als Ursache angesehen werden, daß man bei Wilden die unter Christen aufgezogen wurden, einen sehr schwachen Haarwuchs beobachtet, der aber schon bedeutender bei dem Stamme ist, von dem ich oben vorzüglich handelte.

Unmittelbar an die Wohnplätze der genannten Küstenindier und an die Besitzungen der Weißen längs der Küste, stoßen die Wildnisse der unabhängigen Urbewohner, Tapuyas oder Gentios genannt, deren man mehr denn hundert verschiedne

Stämme in Brasilien zählt, von denen die meisten die Ufer des Amazonenstroms und des Paraguay's bewohnen.

Alle diese Stämme sind im freien, natürlichen Zustande, (da sie weder Viehzucht noch Ackerbau treiben), nomadische Jägerhorden, deren Unterhalt in der Jagd, dem Fischfange, dem Honige wilder Bienen, und in Wurzeln und Früchten der Waldungen, besteht. Die Lebensart der brasilianischen Wilden, die so außerordentlich ähnlich bei den mannichfaltigen Stämmen ist; die wenige Verschiedenheit in ihrem Äußern, die Uebereinstimmung ihrer körperlichen Bildung und selbst die Annäherung ihrer Sprachen, lassen vermuthen, daß sie, so groß auch gegenwärtig die Verschiedenheit der Stämme sey, doch wahrscheinlich von einem und demselben Volke herstammen.

Der freie brasilianische Wilde ist daher dem oben beschriebenen Küstenindier, obschon letzterer an Ackerbau und sanftere Sitten bereits gewöhnt ist, sowohl in körperlicher Bildung als auch in der Farbe gleich, und wenn man Abweichungen findet, so bestehen diese entweder in der Art, die Haare zu tragen, oder in der künstlichen, abscheulichen Verun-

staltung welche mehrere Stämme, wie z. B. die Aymores (Botocudos) dadurch bewerkstelligen, daß sie die Ohren und Unterlippen durchbohren, und runde leichte Hölzer in die gemachte Öffnung stekken, die nach und nach mit größeren und zwar bis zu 3 — 4 Zoll im Durchmesser verwechselt werden, wodurch sie die Unterlippe zur Brust und die Ohren bis zu den Schultern herabziehen. Andere Stämme, wie z. B. einige am Amazonenstrome, durchbohren sich die Nasenknorpel. Wo aber diese Verunstaltungen die Stämme bezeichnen, sieht man dieselben auch gewöhnlich durch Antropophagie gebrandmarkt.

Die ersten Spuren von Antropophagie fand Amerigo Vespuci im Jahre 1501 unterm 5. Grad südlicher Breite, so wie derselbe 3 Grad südlicher in demselben Jahre Wilke will gefunden haben, die in ihren Hütten geräuchertes und getrocknetes Menschenfleisch aufgehängt hatten. Jedoch waren schon damals nicht alle Stämme Antropophagen, wie man anfangs zu glauben geneigt war. In der Ausübung der Antropophagie selbst will man eine große Verschiedenheit beobachtet haben; bald soll sie (nach Berichten der Jesuiten und einiger andern)

aus Rache an Feinden, und bald an Freunden aus Liebe ausgeübt worden seyn. Anchieta hat uns einen wichtigen Fall der letztern Art aufbewahrt Er beschuldiget nämlich die Tapuyas *) daß Mütter, ihre kurz nach der Geburt gestorbenen Kinder aufgefressen haben, so daß die Wiege in der solche Kinder ihr Daseyn erhielten auch zugleich ihr Grab geworden. Derselbe eifrige und geschickte Missionär erzählt ferner **), daß die Wilden von Santos ihre Gefangne an alte Weiber zum Mästen übergeben hätten, die dann das Fleisch der geschlachteten Opfer zu einem Gastgelage bereitet haben sollen. Furchtbarere Menschenfresser waren jedoch nach ihm ***) die Stämme, welche die Küste von Pernambuco bis zum Amazonenstrome bewohnten, denn bei diesen wurden nicht nur die Todten ihres eigenen Stammes von den Verwandten und Freunden derselben aufgefressen, sondern die Mütter sollen, wenn irgend eine Krankheit die Männer befiel, ihre eigene Söhne geschlachtet haben um die Kranken zu näh-

*) Seite 14.
**) Seite 160.
***) Seite 239.

ren, und, wenn sie nicht selbst Kinder hatten, auf die Jagd derselben ausgegangen seyn.

Gegenwärtig sind die Spuren der Antropophagie bei weitem seltner geworden, leider aber noch immer nicht ganz erloschen. Unter denjenigen Stämmen die mit dieser Abscheulichkeit gebrandmarkt sind, wie z. B. den Botocudos oder Aymores, den Puris und andern fanden wir, daß sie zwar ihre getödteten Feinde fraßen, aber doch weit entfernt waren die Todten ihres eigenen Stammes in ihren Eingeweiden zu begraben, noch viel weniger ihre Kinder zu dieser Absicht zu schlachten.

Es dürfte hier nicht ganz überflüssig seyn einige Bemerkungen über den genannten Gegenstand einzuschalten. Die Hauptnahrung des brasilianischen Wilden liefert, wie wir bereits oben gehört haben, die Jagd, auf der er vorzugsweise den wilden Schweinen, und mancherlei Arten von Affen nachstellt; letztere machen im allgemeinen wegen der Leichtigkeit der Jagd und des Wohlgeschmackes ihres Fleisches, seine Hauptnahrung aus. Von der Jagd zurückgekehrt übergiebt der Wilde diese erlegten, menschenähnlichen Geschöpfe den Weibern, die von diesen so fort am Feuer gesengt, ausgeweidet und

am Spieße gebraten werden. Die kahle abgesengte Haut der Affen, die durch diese Nacktheit noch menschenähnlicher geworden, ist schwärzlich, und wenn man das Viertheil der Brust nebst den Armen auf obige Art zubereitet zu sehen bekommt, die Ähnlichkeit mit diesen Theilen beim Kinde, besonders dem jungen Neger so auffallend, daß viele Europäer und Einheimische wegen dieser Uebereinstimmung sich nie zum Genusse des schmackhaften Affenfleisches entschließen können. Wie leicht mußte es mithin dem rohen sich von Affenfleisch nährenden Wilden seyn, zum Menschen selbst zu greifen? Es scheint daher nicht sowohl aus Rache und Blutgier als aus Mangel an Lebensmitteln, und aus Gewohnheit an den Genuß menschenähnlicher Geschöpfe, vielleicht auch aus Lüsternheit nach dem einmal gekosteten, und nach den Versicherungen die ich erhielt, köstlichen Menschenfleische, daß mehrere sonst harmlose brasilianische Stämme, zugleich die Mörder ihres Gleichen sind. Unter diesen Umständen muß freilich eine solche wilde Horde einen schauderhaften Eindruck auf den civilisirten Europäer machen, der die brasilianischen Wilden in diesem Zustande der Erniedrigung erblickt, so wie jene welche den

rohen Zustand des Naturmenschen als so herrlich und beneidenswerth achten, und in ihm die Glückseligkeit eines goldenen Zeitalters suchen und anpreißen, dadurch aus den idyllischen Träumen dieser Art unsanft geweckt werden.

Wir kehren nun zu unsern Wilden zurück. Die meisten Stämme von ihnen gehen gänzlich nackt, außer daß bei einigen, die Männer die Vorhaut über der Eichel zusammen ziehen, und am Ende auf verschiedne Weise umbinden, ein Verfahren, das in andern Gründen als in der Schaamhaftigkeit zu liegen scheint. — Bis jetzt ist mir noch keine wilde Horde vorgekommen bei welcher das Tatuiren üblich gewesen, wiewohl man von diesem Gebrauche Spuren unter den oben geschilderten Küstenindiern findet. Dagegen bemalen sich sehr häufig die brasilianischen Wilden und vorzüglich ihre Weiber, mit rothen und schwarzen Farben. Erstere verschafft ihnen der Orlean (Bixa orellana), und die schwarze Farbe wird zuweilen aus dem Safte der Beeren von einer Art Smilax, zuweilen auch aus dem Safte eines Baumes gewonnen. Mit beiden Farben sind sie wenig sparsam; denn oft bemalen sich die Aymores den ganzen Körper schwarz, die Beine

und das Gesicht ausgenommen, welches letztere mit rother Farbe und sehr reichlich versehen ist. Unter den Puris, einem Stamme der die Ufer und Nähe des Paraiba bewohnt, fanden wir die Weiber über den ganzen Körper mit schwarzen Punkten befleckt, ungefähr wie ein Perlhuhn. Außer dem Bemalen des Körpers, bedienen sich viele Horden, (jedoch nur bei festlichen Gelegenheiten und in ihren Kriegen) der Federn mehrerer Vögel, besonders der Papagayen, und der gelben Schwanzfedern des Japú (Cassicus cristatus) als Schmuck. Einige wie z. B. die Moncoios, reihen solche Federn auf Schnüre, und bilden indem sie selbige um den Kopf binden, eine Art Federnkrone. Andere Horden dagegen wie z. B. die Aymores und Puris begnügen sich einzelne Federn an der Stirne oder andern Theilen des Kopfes, oder auch um die Beine zu befestigen. Ihren Halsschmuck verfertigen sie besonders aus den Saamenkörnern, einer der Canna indica sehr ähnlichen Pflanze, welche von den Weibern durchbohrt und auf Schnüre gereiht werden. Oft sind auch in der Mitte solcher Schnüre, die Zähne von Affen, Unzen, Tapirn und Schweinen, ebenfalls durchbohrt, angehängt, bis jetzt ist mir aber kein Fall bekannt geworden,

wo sie auch Menschenzähne auf gleiche Art gebrauchten.

Sobald eine glückliche Jagd die Wilden in den Stand setzt, daß sie sich einige Tage nicht um Lebensmittel zu bekümmern brauchen, pflegen sie der Ruhe in ihren Hütten. Diese sind von sehr unzulänglicher Beschaffenheit, und gewähren niemals hinreichenden Schutz gegen die Witterung. Gewöhnlich bestehen sie aus den Blättern der Palmen und Scitaminen, die über einige in die Erde gesteckte Stöcke geflochten und befestiget werden. Sie sind nur wenig höher als ihre Bewohner, und bilden bei den meisten Stämmen, einen spitzen Winkel, der gewöhnlich zeltartig nur auf einer Seite, seltner auf beiden mit den Blättern der genannten Pflanzen geschlossen ist; sie entsprechen daher dem Zweck, den Regen abzuhalten wenig oder nicht, ja bei den Aymores fand ich diese Hütten völlig zweckwidrig mit einem horizontalen Dache. Diese Wohnungen des brasilianischen Wilden, sind fast immer im Dickicht der Urwaldungen versteckt. Ihr Hausgeräthe besteht, außer ihren Waffen von denen ich nachher reden werde, aus einigen Flaschenkürbisen, ihren Reisekörben oder Tragsäcken, und zuweilen auch

aus einem Messer oder sonst aus einem Stückchen Eisen, welches dessen Stelle vertritt. Bei einigen Stämmen, wie z. B. den Coroatos, (einem sehr zahlreichen Stamme, der ebenfalls die Ufern des Paraiba bewohnt und in Minas-Geraes vorkommt) so wie bei den Moncoios unweit Ilheos, findet man zuweilen auch niedlich geflochtne Körbchen, welche auffallende Ähnlichkeit im Flechten und selbst in der Form, mit ähnlichen Arbeiten der Südseeinsulaner haben. Endlich ist ein Hauptstück des armseligen Hausraths der meisten Stämme (andere wie z. B. die Aymores schlafen auf Blättern oder selbst auf dem bloßen Boden) die aus Baumbast verfertigten Hangmatten.

Auf ihren Jagden nähren sie sich, bei Mangel an Wild, von Wurzeln und Früchten, von denen sie außerdem einige in Vorrath sammeln. Hierher gehören besonders die Früchte des Topfbaums, vom hiesigen Bewohner Sabucaiia genannt. (Luythis Ollearia. Wild.) Da diese Bäume gewöhnlich Stämme von 5 und selbst 12 Fuß im Umkreise haben, so erklettern diese die Wilden an denen sich gewöhnlich daran hinaufschlingenden Lianen, oder sie ersteigen einen dünneren Baum der Nachbar-

schaft, und schwingen sich mit affenähnlicher Behendigkeit von Zweig zu Zweig, bis sie zu den bei ihnen sehr beliebten Früchten gelangen.

Hat dagegen eine glückliche Jagd statt gefunden, oder ist ihnen ein kriegerisches Unternehmen auf ihre Nachbarn gelungen, so versammeln sich die Wilden zuweilen, um durch Gesang und Tanz, welche man immer vereint findet, ihr Behagen auszudrücken. Ihre Tänze sind nur wenig belebt und schwerfällig. Die meisten, wo nicht alle Horden brasilianischer Wilden, bilden einen Kreis aus Männern, Weibern und Kindern bestehend, indem sie ihre rechte Hand auf die linke Schulter des Nachbarn legen, worauf sie sich nach dem meist eintönigen, rauhen Gesange ein wenig vor- oder rückwärts, links oder rechts ziehen, und bei Erhöhung der Stimme den Boden stampfen. Da übrigens der Gesang gewöhnlich auf besondere Gegenstände Bezug hat, so ist es wahrscheinlich daß er zuweilen aus dem Stegreife ist; jedoch haben sie auch Gesänge die allgemein bekannt sind, und sehr häufig vorkommen. Obige an sich höchst traurige Lustbarkeit, artet aber meist in tobendes Lärmen bei denjenigen Stämmen aus, welche mit der Zu-

bereitung eines säuerlichen gegohrenen Getränkes bekannt sind, das in der Sprache der Küstenindier, Kaui genannt wird. Die Küstenindier verfertigen den Kaui aus den Wurzeln des Mandioks, die gekocht und darauf von den Weibern gekaut, in einen großen Topf gespeiet, und mit Wasser übergossen werden, wo man sie gähren läßt, auch wohl um die Gährung zu befördern den Topf in die Nähe des Feuers setzt. Gewöhnlich noch vor Verlauf von 24 Stunden wird dieses säuerliche, allerdings etwas geistige mithin berauschende Getränk genossen, läßt man es aber mehrere Tage stehen wo es dann ziemlich sauer wird, so ist die berauschende Kraft weit bedeutender. Nicht immer jedoch wird der Kaui aus den Wurzeln des Mandioks zubereitet, sondern die Wilden bereiten es da, wo sie keinen Mandiok haben, gewöhnlich aus den Wurzeln anderer Pflanzen. In Minas-Geraes bedienen sich mehrere Stämme, die mit den dortigen Bewohnern befreundet, in der Nachbarschaft derselben angefangen haben Pisang und Mais zu pflanzen, dieses letztern (Mais) dazu.

Den Unterhalt verschafft sich wie schon erwähnt

der brasilianische Wilde vorzüglich durch seine Waffen. Bevor ich jedoch diese näher schildere, sey es mir erlaubt zu bemerken, daß auf der niedrigsten Stufe der künstlichen Bildung des Menschen, die Waffen desselben auch am einfachsten sind. Er erscheint mit ihnen selten im offenen Treffen, (wenn diese Waffen wie beim brasilianischen Wilden, bloß Bogen und Pfeile sind), sondern er mordet aus dem Hinterhalte. Dagegen sehen wir den Neufoundländer der diese nicht kennt, seinem Feinde in offenem Felde mit dem Speere trotzen, und wahrscheinlich sind diese beiden Völker diejenigen welche die kunstlosesten Waffen aufweisen können, und obgleich durch die Beschaffenheit derselben zu verschiedener Vertheidigung gezwungen, liefern sie doch beide die größten Beispiele von Barbarei. Grausamer dürfen wir sie nicht im unbesuchten Innern von Afrika und Asien vermuthen. Auch ist es bekannt, daß die Waffen der uns bekannten Nationen jener Welttheile complicirter sind als die des Neufoundländers und des brasilianischen Wilden. Außer dem Bogen finden wir beim rohen Afrikaner noch den Speer, und beim Asiaten Schild, Harnisch und Schwerdt. Selbst der Südseeinsu-

laner und der nordamerikanische Wilde übertreffen an Waffen und in der Art Krieg zu führen diese beiden rohesten Völker des Erdballs, (den Neufoundländer und den brasilianischen Wilden).

Die Waffen der meisten brasilianischen Horden, bestehen aus Bogen und Pfeilen. Erstere fanden wir von 5 bis 7 Fuß Länge, und letztere messen 4 bis 6 Fuß. Zur Verfertigung der Bogen bedienen sie sich verschiedener elastischer Holzarten, und zwar die meisten Stämme, z. B. die Coroatos, Puris u. a. der stachlichten Eiripalme, während andere in deren Gebiet diese Palme seltner oder nicht vorkommt, wie es bei den Botocudos, den Patayos u. a. mehr der Fall ist, sich dazu des Holzes des Bogenbaumes (Pao d'arco) bedienen. Die Bogen, welche man aus der erstgenannten Palme verfertigt, sind schwärzlich, die vom letztern Baume braun. Um ihnen mehr Elastizität zu geben werden sie bei ihrer Verfertigung wiederholt über dem Feuer mit dem Wachse wilder Bienen gerieben.

Die Verschiedenheit der Pfeile besteht bei den verschiedenen Stämmen weniger in der Form als in der Länge, und darinnen daß dieselben bei eini-

gen Stämmen ausschließlich aus Jaquara, einer jener holzartigen Grasarten der Tropen, bei andern dagegen von Uba, einer Rohrart, verfertiget sind. Die Spitzen dieser gefährlichen Waffen sind dreierlei Art. Die erste, deren sie sich gegen Menschen und größere Säugthiere bedienen, ist aus sorgfältig getrocknetem, ohngefähr 1½ bis 2 Zoll dicken Taquarrohr verfertiget, welches in der Mitte gespalten und sehr scharf zugespitzt wird. Dagegen bedienen sie sich gegen die Affen und kleinere Säugthiere derjenigen Pfeile, welche mit einer hart hölzernen, ungefähr einen halben Zoll breiten und 4 — 7 Zoll langen mit Wiederhaken oder auch sägenförmig gestalteten Spitze versehen sind, indem nämlich die Erfahrung sie lehrte, daß die Affen die erste Art Pfeile aus der Wunde ziehen, und durch die Flucht, zumal wenn sie nicht gut getroffen sind, dem Jäger leicht entwischen, welches bei denen mit Wiederhaken versehenen nicht so leicht geschehen kann. Für kleinere Vögel und Thiere bedienen sie sich ferner einer Spitze, die aus einem jungen Bäumchen oder einem Strauche an der Stelle gewählt ist, wo Ästchen aus dem Stamme oder Ne-

benzweige entspringen, welche nachher abgeschnitten und zugerundet werden, so daß die Spitze des Pfeiles einen Durchmesser von 1½ bis 2 Zoll bildet, wodurch allerdings das Ziel auf kleinere Geschöpfe mehr gesichert wird, die, wenn sie von solchen Pfeilen getroffen werden, stark betäubt oder todt niederfallen, ohne daß die Haut durch den stumpfen Pfeil verletzt wird, weßwegen ich die mich auf meinen Reisen begleitenden Wilden, sich vorzüglich dieser Art Pfeile bedienen lasse, um Vögel und kleinere Säugthiere, welche für die zoologischen Sammlungen dienen sollen, damit zu erlegen. — Endlich findet man hier und da unter den Horden lange Stäbe oder Rohre, die mit 1 bis 2 Zoll auseinanderstehenden, mit Widerhacken versehenen Spitzen bewaffnet sind. Sie bedienen sich dieser Waffen ausschließlich zum Fischfange und zwar auf folgende Art. Mit scharfem geübtem Auge suchen sie die Fische vom Ufer herab, auf, und bemühen sich solche zu durchstechen, oder sie halten besonders an Wasserfällen und Stellen, wo sie wissen daß Fische vorkommen, oben beschriebene Harpune unbeweglich in horizontaler Richtung unter das Wasser,

bis ein Fisch nahe genug kommt, um von ihnen durchstochen zu werden.

Außerdem verfertigt der hiesige Wilde Pfeile aus den Federn großer Vögel, besonders der Araras, der Raubvögel, der Penelope und des Crax, welche er vermittelst der feinen zähen und glatten Rinde von Lianen, und dem Wachse wilder Bienen an das untere Pfeilende befestiget. In den bunten Federn die er vorzugsweise zu seinen Pfeilen wählt, besteht aber auch der einzige Schmuck seiner einfachen Waffen, denn es sind mir bis jetzt keine Bogen vorgekommen, auf denen Verzierungen angebracht waren, wenn man hiervon etwa eine ¼ Zoll breite Rinne ausnimmt, die man hier und da auf dem Rücken der Bogen der Aymores ihrer Länge nach eingegraben sieht. Da unterdessen den brasilianischen Wilden das Eisen vor der Ankunft der Europäer gar nicht bekannt war, und sie noch jetzt nur selten im Besitze desselben sind, und sich statt dessen harter Steine, Fischgräthen und anderer dergleichen Gegenstände zur Verfertigung ihrer Waffen bedienen müssen, so kann man trotz der fehlenden Zierrathen nicht umhin, die Mühe und Geschicklichkeit zu bewundern, wovon ihre Waffen, bei nähe-

rer Untersuchung, die augenscheinlichsten Spuren tragen.

Keine der beschriebenen Waffen sind vergiftet, welches sie allerdings noch schrecklicher machen würde. Dagegen finden wir die Ufer des Amazonenstromes von Stämmen bewohnt, deren Waffen kleine mit Baumwolle am unteren Ende umwundne Pfeile sind, die aus Blasröhren geschossen, und mit schnellwirkendem vegetabilischen Gifte bestrichen werden. Bei der Beschreibung dieser Waffen werde ich mich jedoch hier um so weniger aufhalten, als ich der Untersuchung jener Stämme eine eigene Reise zu widmen gedenke, deren Resultate ich bekannt zu machen bemüht seyn werde, so wie ich Gelegenheit zu finden hoffe, die Behauptung neuerer Besucher jener Gegenden zu bestätigen, die mir die Entdekkung mittheilten daß der Zucker ein sicheres Gegenmittel gegen jene vergifteten Pfeile sey, wenn er sogleich auf die Wunde, und innerlich angewendet würde. Mithin hätte auch hier die gütige Natur dem Menschen, indem sie ihn der Gefahr bloß stellte, zugleich die trefflichsten Gegenmittel nahe gelegt.

Nicht minder zeichnen sich endlich durch die Verschiedenheit ihrer Waffen und Kriege, diejenigen

Stämme aus, welche die westliche Gränze Brasiliens, den Paraquay und den LaPlatastrom bewohnen. Die meisten dieser Horden finden wir heut zu Tage beritten, und mit Lanzen und Schleudern bewaffnet, deren Gebrauch sie wahrscheinlich bald nach Ankunft der Spanier angenommen haben; so wie die unglaubliche Vermehrung der Pferde, in denen von ihnen bewohnten und oben geschilderten Grasfluren, diese südamerikanische Kosacken bildete. Wir können jedoch mit Recht annehmen, daß zu diesen Stämmen bereits vor Ankunft der Europäer, ein bedeutender Grad von Cultur von Meriko und Peru aus übergegangen war, so wie uns die Erfahrung überhaupt lehrt, daß in Südamerika ebenfalls im Westen bereits Künste und Wissenschaften blühten, während die östlichen Völker noch in das traurige Dunkel der rohesten Barbarei versunken waren, und leider zum Theil noch sind.

Von früher Kindheit an geübt, gelangt der brasilianische Wilde zu einer großen Sicherheit und Geschicklichkeit im Gebrauche seiner Waffen, er wird ein sehr geschickter Jäger, der die Stimmen der Vögel und Thiere täuschend nachzuahmen versteht, und fast nie sein Ziel verfehlt. Auch die Weiber schießen

nicht selten mit vieler Sicherheit; ihre Waffen aber, die denen der Männer an Form gleich kommen, sind gewöhnlich von geringerer Länge. Der sicherste Schuß des Wilden ist zwischen 30 bis 40 Schritte. Schießen sie näher oder weiter so gilt dasselbe Gesetz wie bei unsern Schießgewehren: sie müssen höher zielen als der Pfeil treffen soll wenn sie weit schiessen, und tiefer wenn sie näher als genannte Schußweite von 30 bis 40 Schritten schießen. Dagegen findet man Wilde die die Kunst verstehen so zu schießen, daß ihre Pfeile, welche sie in die Luft abschießen, im Fallen den Gegenstand treffen den sie sich zum Ziel ausersehen haben, welche Art zu schießen sie besonders dann anwenden, wenn sie ihre Feinde in ihren mit Strohdächern versehenen Hütten angreifen, welches jedoch zu den Seltenheiten gehört. Auch sollen sie bei solchen Gelegenheiten die Pfeile mit brennenden Materialien umwinden.

Die gewöhnlichste Art des brasilianischen Wilden Krieg zu führen, ist, dem Feinde im Hinterhalte aufzulauern, oder ihn zu überfallen, und sowohl in dem einen als in dem andern Falle zeigt er Geschicklichkeit und Geduld. Ich will daher diesen kleinen Krieg auf den sich sowohl der Wilde,

als auch sein christlicher Feind (wenn er diesen durch Beleidigungen reitzt) in den Urwaldungen beschränkt sieht, hier etwas näher schildern.

Zu einem Angriffe auf die wilden Stämme schreitet man unter der gegenwärtigen menschenfreundlichen Regierung nur dann, wenn diese durch Angriffe auf die Presidios und Quartel (Vorposten und Schutzwachen welche auf Kosten des Staates in der Nachbarschaft der wilden Horden unterhalten werden) oder auf die benachbarten Landleute, hierzu gewissermaaßen zwingen. Man bereitet sich dann gewöhnlich durch das Einüben der nöthigen Manövres einige Tage zuerst vor, da die Erfahrnng gelehrt hat, daß man sicherer die Wilden nach solchen Anfällen beim Verfolgen erreicht, wenn man einige Tage ruhig bleibt, indem alsdann der Wilde wenn er sich nicht verfogt sieht, Muth fasset, sich auf der Jagd verweilt, und dann sicherer aufgefunden wird. Zu diesem Ende versieht man sich auf 15 bis 20 Tage mit Proviant, und folgt der Spur der sich nach einem Ueberfalle stets in ihre Urwaldungen zurückziehenden Wilden, die zu verfolgen, aufzufinden und zu vernichten, nicht wenig Übung und Geschicklichkeit erfodert. Um in keinen Hinter-

halt zu fallen, verfolgt man mit der größten Vorsicht und so geräuschlos wie nur immer möglich ihre Spur. Selten trifft man jedoch vor dem dritten oder vierten Tage im nachgelassenen glimmenden Feuer Spuren ihrer Schlafstellen, und den Beweis daß die fliehenden oder weiterziehenden Wilden diese Stellen erst kürzlich verlassen haben, und verdoppelt nun die schon angewandte Vorsicht. Noch weit vorsichtiger aber geht man zu Werke wenn das Geschrei der Kinder, oder junger wilden Schweine, welche die Wilden zuweilen statt der Hunde, der Wachsamkeit wegen, zu benutzen wissen, zu den lauschenden Ohren der gereitzten Christen dringt. Man sucht sich darauf in einem weitausgedehnten Kreis während der Nacht, dem Lager der Urbewohner zu nähern, und so wie der Tag graut, zieht sich der mordende Kreis dichter zusammen. Gelingt es auf solche Weise unbeobachtet bis zu dem Lager der Wilden vorzudringen, so entkommen gewöhnlich nur wenige der Letztern. Ist aber die Ankunft des Feindes den Wilden eher bekannt geworden, so erhebt der sie umringende Kreis ein sehr lautes Geschrei, welches die Wilden, die sich von allen Seiten umringt sehen, betäubt, und ihre Ueberwältigung

erleichtert. Wenige Minuten sind in diesem Falle hinreichend eine große Familie zu vernichten, denn wenn sich auch die Männer, wie es gewöhnlich der Fall ist, zum Wiederstande bereit zeigen, so erbittert solcher nur die Sieger, ohne die Lage der Umzingelten zu verbessern. Kein Wilder läßt sich gefangen nehmen, und selbst die Weiber und Kinder wehren sich mit den Zähnen und Nägeln bis zum letzten Hauche ihres Lebens. — Als Siegeszeichen bringt man die Waffen und Geräthschaften der Wilden zurück, und gewöhnlich auch die Ohren, die den getödteten Botocudos von den Siegern abgeschnitten werden.

Aber nicht immer gelingt ein solcher Ueberfall; denn wie bei uns der Jäger oft Stunden und Tage lang des Wildes auf dem Anstande harret, so der Wilde wenn er den Feind erwartet. Er sucht sich zu solchem Behufe im Urwalde eine lichtere Stelle, lichtet sie auch oft selbst durch das Umknicken der Zweige, welche dem sichern Pfeile im Wege stehn. Größere Zubereitungen aber treffen sie zum Hinterhalt, wenn sie von Feinden verfolgt, sich stark genug glauben Widerstand leisten zu können. Sie lichten nämlich alsdann einen größeren Raum,

machen sich zu beiden Seiten ihres Weges, indem sie mit Lianen die Zweige des Buschwerks verbinden, eine Art Brustwehr, in der sie Öffnungen zum Schießen lassen, und erwarten so in der größten Stille den ihre Spur verfolgenden Feind, der, wenn er diese Zubereitung zu seinem Untergange findet, sich so schnell als möglich, aber selten ohne Verlust zurückzieht. Ein solcher Hinterhalt, in dem die streitbaren Männer den Feind erwarten, während die Weiber, Kinder und Alten die Flucht bis zu gewissen vorher bestimmten Stellen fortsetzen, wird von den Christen Tocayas genannt. Bei einer solchen Gelegenheit theilen die Angreifenden, wenn sie gereitzt die Wilden verfolgen, ihre Streiter in drei Treffen. Den Vortrab machen mehrere leicht Bewaffnete, die nicht auf gerader Fährde, sondern mehr zur Seite vorsichtig weiter rücken, während ihnen auf gerader Fährde, die in baumwollene Panzerhemden gekleidete Männer folgen, deren Nachtrab ein anderer Trupp leicht Bewaffneter bildet. — Einige Stämme z. B. die Aymores oder Botocudos bedienen sich bei dem obenbeschriebenen Hinterhalte noch folgender List. Sie stecken nämlich, auf der Seite wo sie vermuthen daß der

Feind herkommt, sehr spitze Hölzchen in den Boden, und decken diese mit dürrem Laube zu. Geräth nun der gewöhnlich barfüßige Feind auf diese Fußangeln, so wird er, er mag siegen oder unterliegen, vorrücken oder zurückweichen, durch den Schmerz an Schnelligkeit gehindert, und sichert dadurch dem im Hinterhalte lauernden Wilden den Schuß. — Wenn ein Wilder mit einem Pfeil durchschossen wird, und der Pfeil, wie es gewöhnlich der Fall ist, stecken bleibt, bricht er die durchgegangene Spitze ab, und dreht langsam das glatte Rohr aus der Wunde.

Kurz vor unserer Ankunft am Rio doce, den ich mehrmalen, und 1815 in Begleitung des Prinzen Maximilian von Neuwied besuchte, hatten die Aymores eine der obengenannten Schutzwachen angegriffen, und obgleich sie hierbei eine große Menge Pfeile, auf die in baumwollene Panzerhemden gekleideten Soldaten abgedrückt hatten, wurde darum doch keiner verwundet, weil sie nur auf diejenigen Theile zielten, wo jene gegen den Schuß geschützt waren. Bei diesem Angriffe waren fast alle Aymores mit Ururú (Bixa orellana) gelbroth bemalt und ihr Anführer mit bunten Federn, deren er auch am

Bogen befestigt hatte, an den Armen und den Beinen geziert. Dadurch daß dieser Anführer tödtlich verwundet wurde, endete der Streit; doch wurde den Siegern der Verwundete nicht zu Theil, sondern von den Seinigen wie gewöhnlich auch dießmal fortgeschafft.

Zu Anführern wählen die brasilianischen Wilden, sowohl bei ihren kriegerischen Unternehmungen als auch bei ihren Jagden, (da sich die Stämme, Familienweise unter sich zusammen halten) diejenigen Familienväter welche sich durch Tapferkeit oder Geschicklichkeit auf der Jagd auszeichnen. — Abends spannen die auf der Jagd sich befindenden Wilden, ihre Hangmatten, (die, so wie die Stränge ihrer Bogen aus Baumbast verfertiget sind), zwischen 2 Bäumen vermittelst Schlingpflanzen aus, aber nie werden sie es versäumen, vorher Feuer anzuzünden, weniger oder wahrscheinlich gar nicht, in der Absicht wilde Thiere dadurch zu vertreiben und abzuhalten, als vielmehr sich durch den Rauch desselben gegen die Mosquitos, die in den feuchten Urwaldungen selten fehlen, zu schützen, oder auch zuweilen um sich zu erwärmen. Ihr Feuerzeug besteht aus 2 Stückchen getrocknetem Holze von ver-

schiedener Art, aus denen sie durch schnelle Reibung Funken locken, die den durch die Reibung erzeugten Holzstaub entzünden. Nur im Nothfalle macht sich jedoch der brasilianische Wilde sein Feuer auf diese Weise, und nur wenn die Feuerbrände die die Weiber überall auf ihren Zügen mit sich tragen müssen, erloschen sind. Die Erlöschung der Holzbrände wird daher gewöhnlich durch eine gute Tracht Schläge bestraft.

Bei allen auf einer niederen Stufe der Cultur stehenden Völkern, ist das Weib mehr oder weniger Sklavin. Auch beim brasilianischen Wilden hat sie nicht allein für die Kinder, für die Zubereitung der Speisen, die Verfertigung ihrer Hangmatten u. s. w. zu sorgen, sondern auf seinen Zügen und Jagden wird sie sowohl mit dem armseligen Hausrathe, als auch mit dem erlegten Wilde und den gesammelten Früchten, (welches alles sie auf dem Rücken in geflochtenen Körben oder Säcken, vermittelst einer Binde um die Stirne tragen) bis zum Niedersinken beladen. Während der Mann ledig, mit Bogen und Pfeilen vorausgeht, folgen die Weiber keuchend nach.

Die Weiber des brasilianischen Wilden, haben

selten mehr als 4 Kinder, welches um so auffallender ist, da die Weiber von kaukasischer und afrikanischer Abstammung gewöhnlich sehr fruchtbar in Brasilien sind. Auch hier gebären die Wilden äusserst leicht, und eilen nach überstandenem Geburtsgeschäfte sogleich zu dem nächsten Flusse oder Bache um sich und das neugeborne Kind zu waschen, worauf sie alle Verrichtungen die ihnen obliegen nach wie vor besorgen, während (was höchst sonderbar ist, mir aber von glaubwürdigen Augenzeugen zugesichert wurde) der Mann einige Tage in seiner Hangmatte der Ruhe pflegt.

Geräuschlos tritt der junge Wilde in die Welt, denn keine Schmaußereien, keine Feierlichkeiten, versammeln hier bei der Geburt eines Kindes die fröhlichen Nachbarn. Sich beinahe gänzlich selbst überlassen, durch keine Verzärtelung ängstlicher Eltern verwöhnt, gleich dem wilden Thiere, wächst er heran um seine Begierden zu befriedigen, sein Geschlecht fortzupflanzen, und dann eben so geräuschlos wieder aus der Welt zu gehen, wie er hereingetreten ist. Bei ihren Heirathen führt der Bräutigam die vom Vater eingetauschte oder erbettelte Braut still nach seiner Hütte. Zuweilen ereignet es

sich aber daß dieselbe schon nach Verlauf einiger Tagen ihn wieder verläßt, ein Benehmen das um so sonderbarer ist, als das Weib in jedem andern Betrachte als Sklavin behandelt wird. Nur dann scheinen sie einen Begriff von Ehebruch zu haben, wenn eine Frau, während sie von ihrem Manne ernährt wird, sich einem andern ergiebt, und sie ahnden dieses Vergehen ziemlich streng, so daß oftmals die Weiber zahlreiche Narben aufweisen können, die sie ihren Liebschaften zu verdanken haben. Die Botocudos schneiden ihren Weibern in solchen Fällen sogar ein Ohr oder die Unterlippe ab, und schaffen sich so aus einem Uebel zwei.

Den Grund der unter den brasilianischen Wilden herrschenden Polygamie sucht man darin, daß die Zahl der Weiber, die der Männer, wie es gewöhnlich in heißen Climaten und unter so kriegerischen Nationen der Fall ist, übersteigt; indessen hat man gefunden, daß bei einigen befreundeten Stämmen, deren Zählung auf Befehl der Regierung unternommen wurde, beinahe die Männer an Zahl den Weibern gleich kommen. Dieses konnte zwar auch darin liegen, daß die mit den Christen im Umgange stehenden Wilden, obgleich sie die Polygamie

beibehalten, demohngeachtet recht gut wissen, daß ihre christlichen Nachbarn sie darum tadeln, und bei genannter Zählung nur eine gewisse Anzahl von Weibern angaben, die übrigen aber einige Tage lang in den Wäldern verbargen. Der Polygamie sind inzwischen durch die Nothwendigkeit selbst mächtige Schranken gesetzt, denn da die Wilden außer ihren Waffen und dem übrigen wenigen und armseligen Hausgeräthe, kein Eigenthum besitzen, da keiner dem andern dient, mithin sich jeder selbst ernähren muß, so kann jeder auch nur so viele Weiber und nur so lange besitzen, als er ihnen Nahrung und Unterhalt zu verschaffen im Stande ist. Gewöhnlich begnügen sie sich daher mit zwei Frauen, und oft nur mit einer einzigen, obgleich ich geschickte Jäger und Anführer unter ihnen kennen lernte, die mehrere und selbst 6 und 7 Weiber hatten.

Der brasilianische Wilde erreicht trotz der sehr frühen Befriedigung des Geschlechtstriebes, ein hohes Alter. Auch sind es weniger Krankheiten, als ihre immerwährende Kriege unter sich, die ihrer Vermehrung und Ausbreitung Schranken setzen. Große Geschicklichkeit und Erfahrung beweisen sie in den zu-

weilen sie betreffenden Krankheiten, so wie dadurch daß sie selbst sehr gefährliche Wunden auf das glücklichste heilen. Ihre Mittel hierzu sind sämmtlich aus dem Pflanzenreiche genommen, und wir werden ihnen hoffentlich mit der Zeit noch manches nützliche Heilmittel zum Wohle der Menschheit ablernen können. So glücklich aber die Wilden in der Heilung ihrer meisten Krankheiten sind, so fürchterlich sind für sie die Pocken, die vor der Ankunft der Europäer dem Brasilianer unbekannt gewesen zu seyn scheinen. Die Schuld der Zerstörungen die die Pocken unter den Wilden anrichten, liegt vorzüglich in ihrer Lebensart, und den wenigen Kenntnissen die sie von dieser schrecklichen Seuche bis jetzt erlangt haben. Da sie gewohnt sind sich mehrmalen des Tags in fließendem Wasser zu baden, weniger wegen der Reinlichkeit als um sich abzukühlen, so setzen sie sich Stunden lang, wenn sie die Fieberhitze der Seuche befällt, in das kalte Wasser der Flüsse und Bäche, ein Verfahren, durch welches selten ein Wilder mit dem Leben davon kömmt. Dieses Hinsterben setzt sie so in Furcht vor dieser Krankheit, daß ein bloßes Gerücht von den herrschenden Pocken in einer Gegend, hinreichend ist, die Waldungen auf

viele Meilen in der Runde gänzlich von ihnen geräumt zu sehen.

Die Coroatos, ein Stamm, dessen ich schon mehrmals erwähnte, lassen sich zur Ader, und bedienen sich hierzu eines kleinen, ungefähr zehn Zoll langen Bogens, und eines kleinen Pfeils, dessen Spitze gewöhnlich aus einem scharfen Stückchen Glas besteht. Wo ihnen dieses mangelt, vertritt ein Steinchen dessen Stelle, das sie so lange schleifen, bis es zu obigem Zwecke dient. Diese Spitze ist ungefähr eine Linie vor ihrem Ende mit etwas Wolle umwunden, welche verhindert daß der Pfeil zu tief eindringt. Es giebt einzelne unter den Coroatos, welche auf diese Art zur Ader zu lassen eine besondere Geschicklichkeit besitzen, und daher gewissermaßen als die Chirurgen oder Aerzte ihres Stammes angesehen werden können. Jedoch scheint es, als ob die Coroatos nicht blos in Krankheiten zur Ader lassen, denn ein Freund von mir, (Oberst Marlier, Director in Minas-Geraes), versicherte mich, eines Tags beobachtet zu haben daß eine große Anzahl von Weibern und Mädchen der Coroatos, welche in einem Bache badeten, sich sammt und sonders dieser Operation unterwarfen. Derjenige der sie verrichtete

traf jedesmal richtig mtt dem kleinen Pfeile die Ader, wie das ausspritzende Blut bewies. Was mich aber außerdem noch mehr zu obiger Vermuthung führt, ist daß mir später derselbe Coroato, durchaus auf solche Art zur Ader lassen wollte, obwohl ich ihn wiederholt versicherte daß ich gesund und wohl sey.

Ihre Toden begraben die brasilianischen Wilden in sitzender Stellung, und einige Stämme, welche mit der Verfertigung von Töpferarbeit (diesem ersten Handwerke roher Völker) bekannt sind, in großen irdnen Gefäßen, in welche sie den Toden so lange er geschmeidig ist, zusammen drücken. Viele Stämme geben ihnen auch Waffen und Lebensmitteln mit in die Gräber, also ein unleugbarer, wenn auch dunkler Begriff von einer Fortdauer der Seele nach dem Tode, bei dem ich um so lieber verweile, als nur zu oft der Brasilianer unserer Aufmerksamkeit die größte Barbarei im vorhergehenden darstellte. Den Glauben an eine Fortdauer der Seele habe ich bei den vielfältigen Stämmen, welche ich bis jetzt besuchte, jedesmal, obgleich immer nur in großer Unvollkommenheit nach unsern Begriffen, gefunden. So sollen zum Beispiel die Puris ihren

Todten die Brust öffnen, um der Seele des Verstorbnen gewissermaaßen den Weg zu bahnen. Auch bewohnen ihrer Meinung nach, die abgeschiedenen Seelen, dem Auge unsichtbar, noch ferner die Waldungen und Gegenden, in denen sie während ihres Lebens herumschwärmten.

Der brasilianische Wilde glaubt ferner an ein gütiges Wesen, das die meisten Stämme, so verschieden auch sonst ihre Mundarten sind, unter dem Namen Tupan kennen, welches in der sogenannten Generalsprache, (die Sprache der Küstenindier) ebenfalls Gott bezeichnet. Sie scheinen sich aber an den Tupan nur dann zu erinnern, wenn Gewitter, die in ihren Urwaldungen furchtbar lauten und die sie als Strafbeweise der Gottheit ansehen, sie an die Existenz desselben mahnen. Dagegen ist es auffallend, daß auch der brasilianische Wilde diesen ersten Begriffen von der Gottheit sogleich ein schädliches Wesen beifügte, dessen Daseyn ihn vorzüglich beschäftiget, und dem jeder mißlungene Wunsch, jede Krankheit, kurz alles zur Last gelegt wird, was dem Wilden unangenehmes oder nachtheiliges widerfährt, wenn es auch noch

so deutlich ist, daß sein eigenes Wollen oder Wirken die wahre Ursache davon sey.

Die Puris und Coroatos, zwei Stämme, die durch Zahl, Tapferkeit und Kriege in den Annalen mehrerer Provinzen, besonders aber von Minas-Geraes und Espirito-Santo, bekannt sind, zittern schon bei dem bloßen Namen dieses teuflischen überirdischen Wesen, welches sie Noá nennen, und das dem Teufel in Europa entspricht. — Dieses Wesen, mit aller Macht zu trügen und zu schaden ausgerüstet, kann gewissermaßen als eine Hauptgottheit des brasilianischen Wilden angesehen werden, da der Glaube an dasselbe allgemein verbreitet ist, und nicht nur beim Küstenindier, sondern selbst oft bei dem gemeinen Manne anderer Stämme angetroffen wird, die es unter dem Namen von Caibora kennen. Man schreibt diesem bösen Geiste, dessen körperlicher menschlicher Gestalt, der Aberglauben einen Arm und ein Bein abspricht, noch besonders zu, daß er die Jäger irre führe und die welche ihn beleidigen, während der Nacht mit Klauen jämmerlich zerfleische. Diejenigen unter den brasilianischen Wilden, welche sich mit Heilung der Krankheiten, zugleich aber auch mit Wahrsagen und Pro-

phezeihen abgeben, mögen, wenn sie den beschriebnen bösen Geist, (den die Aufklärung sicherlich auch zuletzt bannen wird), nicht erfunden haben, doch ihren Vortheil darin finden, den Glauben an denselben festzuhalten. — Endlich verdient bemerkt zu werden daß mir bis jetzt nicht die mindeste Spur von Götzen und Götzendienst, bei irgend einem der von mir besuchten Stämme vorgekommen ist.

Es sey mir nun vergönnt noch einige Bemerkungen einzuschalten, die den Zustand des brasilianischen Wilden und seine Verhältnisse zum Staate selbst, betreffen. — Die Tapyas oder Gentios haben sich wie die Küstenindier, überall brauchbar gezeigt wo man sie zu benutzen verstand, und ihnen schonend begegnete. Wenn man sie der Falschheit und Hinterlist beschuldigte, so berücksichtigte man nicht, daß die Unzulänglichkeit ihrer Waffen gegen europäische, sie zwingen mußte sich der List wider ihre Feinde zu bedienen. Auch würde die Furcht vor diesen Wilden, welche im Ganzen übertrieben ist, aber ein Hauptgrund der schwachen Bevölkerung manches vorzüglichen Landstriches, wie z. B. der Camarea von Porto-Seguro ist, unfehlbar bald gänzlich verschwinden, wenn man aufhörte, die

Wilden gleich reißenden Thieren zu verabscheuen, und sie dagegen mehr als Mitmenschen betrachtete, die zwar im Irrthume leben, aber Nachsicht und Mitleid verdienen. Denn wie willig sie den Frieden vorziehen und des besseren Zustandes, welchen der Ackerbau gewährt, theilhaftig würden, beweisen die überaus lobenswerthen Bemühungen des vormaligen Gouverneur von Bahia, an den Aymores (Botocudos), dem verschrieensten aller Stämme, die unlängst so guten Erfolg hatten, daß der Landmann, der vor kurzem noch an mehreren Stellen in Furcht vor diesen Wilden lebte, jetzt Dienstleistungen von ihnen erwarten kann.

Nicht bloß moralische Beweggründe gebieten demnach sich dieser Volksklasse anzunehmen, sondern auch die Gewißheit daß sie in politischer Rücksicht wichtig für den Staat sind. Um aber die vielen herumirrenden Stämme der Barbarei zu entreißen, und sie zu der Glückseligkeit des Christenthums zu erheben, wäre zu wünschen, daß auf's neue Missionäre ausgesendet würden, die von dem Geiste und dem Eifer eines Nobrega, Anchieta und anderer beseelt wären. Diese Maaßregel würde unfehlbar von größerem Nutzen seyn, als die sogenann-

ten Quartaes oder Schutzwachen, denen man nie das Geschäft die Wilden an feste Wohnplätze zu fesseln, anvertrauen sollte, indem sie aus Mangel an Urtheilskraft fast nie die rechten Mittel hierzu wählen, und nur zu oft durch Sittenlosigkeit und Faulheit den Wilden böse Beispiele geben. Mit vollem Rechte läßt sich von den Einsichten der gegenwärtigen Regierung, die für Brasilien den schönen, längsterfehnten Zeitpunkt der Unabhängigkeit und Aufklärung mit so vieler Energie als Mäßigung herbeiführt, erwarten, daß sie sich bemühen wird auch obigen schönen und edlen Zweck zu erreichen, und die brasilianischen Wilden zu nützlichen Bürgern des Staats zu erziehen.

Endlich dürfte es hier nicht am unrechten Orte seyn die Behauptung derjenigen zu berühren, welche Amerika, von Asien aus, bevölkern lassen. Ich muß gestehen, je mehr ich mich mit Brasiliens Urbewohnern beschäftige, desto mehr finde ich mich bewogen dieser Meinung beizupflichten. Ob der Zeitpunkt der Einwanderung aber früh oder spät gewesen, läßt sich, in Hinsicht auf Brasilien, nicht bestimmen. Diejenigen die ihn nach der Entdekkung annehmen, und zwar aus dem Grunde weil

Amerika bei der Ankunft der Europäer, noch sehr schwach bevölkert war, können nicht als unwiderlegbar angesehen werden; denn wo immerwährende Kriege die Stämme entzweiten, wo mit unvertilgbarem bitterm Hasse von jeher der Mensch gegen den Menschen auftrat, wie dieses hier der Fall war und zum Theil noch ist, da konnte die Bevölkerung keine großen Fortschritte machen. Eben so unsicher ist die Behauptung daß Brasilien vor Ankunft der Portugiesen schon stark bevölkert gewesen sey; denn in diesem Falle hätten die Wilden in den mit Urwäldern versehenen Provinzen, von den neuen Ankömmlingen zusammen gedrängt, daselbst in großer Anzahl vorhanden seyn müssen, welches doch keineswegs der Fall war. Mir ist ferner kein Land bekannt, das eine zahlreiche Population besaß, und dessen Bewohner, bei der Entdeckung, auf gleich niedriger Stufe der Cultur mit dem Brasilianer gestanden hätten. Wo ein Land stark bevölkert war, fand der Reisende auch stets höhere Cultur. Bedürfnisse leiten die Menschen zu Erfindungen. Wo jene fehlen, wie bei dem Brasilianer, für dessen Unterhalt die Natur so reichlich gesorgt hat, hält es schwer daß rohe

Völker sich von selbst über die primitive Barbarei erheben.

Bevölkerung von Brasilien.

Fortsetzung.

---

2) Europäer und ihre Abkömmlinge.

Nachdem ich im vorhergehenden versucht, die unvermischten ursprünglichen Bewohner Brasiliens zu schildern, gehe ich zur nähern Beschreibung der seit Brasiliens Entdeckung eingewanderten Raçen und ihren Abkömmlingen über.

Drei Stamm-Raçen, die kaukasische, amerikanische und äthiopische finden wir in Brasilien, theils in ursprünglicher Reinheit, theils unter einander vermischt, wodurch wie leicht denkbar, eine sehr beträchtliche Verschiedenheit hervorgeht.

So mannichfaltig aber auch die Abweichungen von den Stamm-Racen sind, so lassen sie sich doch

insgesammt auf vier festsetzen, nach welchen Mischungen man die in's unendlichgehenden Abarten (je nachdem die Farbe mehr für die eine oder die andere stimmt) benennt.

1) Die aus der kaukasischen Race mit der äthiopischen entstandene Mittel-Race, oder die Mulatten (Mulatos).

2) Die aus der Vermischung der kaukasischen mit der amerikanischen entstandene Mittel-Race, die Mamelucken (Mamelucos).

3) Die aus der Vermischung der amerikanischen mit der äthiopischen entstandene Mittel-Race, die Cariboken, (Caribocos).

4) Die Vermischung der Mittel-Race der Mulaten mit der äthiopischen, der sie sich zwar nähert, aber doch immer deutlich auch das Gepräge der kaukasischen trägt, und Cubras genannt wird.

Unterdessen weicht Margraf in der Benennung der Mischungen bei Pernambuco ab *).

*) Margraf de Incolis Brasiliae. Denique ab misturâm variarum nationum, aliae quinque distinctae hominum species reperiuntur: nimirum qui ab Europaeis parentibus, patre atque matre, hic natus est, appellatur Mozombo.

Die erste Abtheilung oder die Mulaten, sind gewöhnlich von Europäern und ihren Abkömmlingen, mit Negerinnen gezeugt, oder, (welches jedoch weit seltner der Fall ist) von einer weißen Mutter mit einem Neger. Vermischt sich diese Mittel-Race mit der kaukasischen, so entspringen hieraus die hellen Mulaten (Mulatos claros) und diese letztere, wenn sie sich mit Weißen mischen, zeugen wieder sehr helle Kinder, bei denen jedoch die noch immer etwas krausen Haare, deutlich für die äthiopische Abstammung sprechen. Gewöhnlich verlieren sich diese krausen Haare auch erst mit der fünften oder sechsten Generation, wenn nicht neuerdings diese Annäherung zur kaukasischen Race, durch Zwischenheirathen mit andern Stamm- oder Mittel-Racen, aufgeschoben oder zurückgesetzt wird. — Mulate ist übrigens beim Brasilianer ein Schimpf-

---

Qui natus est ex patre Europaeo et matre Brasiliana, nominatur Mameluco.

Natus hic ex utrisque parentibus Nigritis, appelatur Criolo.

Natus ex patre Europaeo et matre Aethiopissa, vocatur Mulato.

Natus ex patre Brasiliensi et matra Aethiopissa vocatur Coriboca et Cabocles.

name, und wird gegen einen solchen Menschen nur gebraucht, wenn man mit Verachtung von ihm spricht; sonst aber sagt man Pardo oder Parda, (der oder die Braune).

Man muß dieser in Brasilien sehr zahlreichen Mittel-Race (den Mulaten) eine große Gewandheit des Körpers, lebhafte Einbildungskraft und viele Geistesanlagen zugestehen; allein da diese Anlagen selten durch eine zweckmäßige Erziehung geleitet werden, da der Mulate sich weit über seine schwarzen Mit-Sklaven erhaben dünkt und solche zu beherrschen strebt, während seine Lage ihn zwingt sich gegen seinen weißen Gebieter kriechend zu benehmen, so werden nur zu oft jene glücklichen Anlagen erstickt, und man sieht häufig den Mulaten auf einer niedrigern Stufe von Moralität, als den Negersklaven selbst.

Dagegen verweilt man mit Wohlgefallen bei der folgenden Mittelrace der Mamelucken, welche zwar weit weniger zahlreich wie die der Mulaten ist, sich aber durch Vorzüge der körperlichen Bildung und durch ein sanftes ruhiges Betragen, vortheilhaft auszeichnet, obgleich man das Phlegma, welches der ursprünglich brasilianischen Race eigen,

mehr oder weniger auch in dieser Mittelrace findet, so wie überhaupt die Spuren der amerikanischen Race weit hervorleuchtender sind, und erst in späteren Generationen verschwinden. Dadurch wird der Einfluß des Climas und der Lebensart sichtbar, dem die Bildung und Erhaltung der Stammracen einigermaaßen zuzuschreiben ist.

So sehr die Regierung von jeher weislich darauf bedacht war die Verbreitung der vorhergehenden Mittelrace zu befördern, indem sie denjenigen Europäern und ihren Abkömmlingen Ländereien und Vorrechte bewilligt, welche sich mit den Küsteninbiern oder andern Stämmen brasilianischer Ureinwohner verheirathen, so sehr suchte sie dagegen die dritte Mittelrace oder die der Caribocos stets dadurch zu vermindern, daß keine eheliche Einsegnung zwischen Indiern und Negern ertheilt werden durfte. — Die Cariboken zeichnen sich vorzüglich durch eine dunkelbraune Farbe aus, und unterscheiden sich von der nachfolgenden Mittelrace (den Cabras) durch ihr starkes, zwar schwarzes aber nur wenig krauses Haar. — Es scheint jedoch nicht sowohl in den Hindernissen zu liegen, welche man den Heirathen der Indier mit Negern entgegen

stellt, daß die Mittelrace der Caribocos so wenig verbreitet ist, als vielmehr in der an Verachtung gränzenden Abneigung selbst, welche die Indier gegen die Neger hegen, und welche ihnen aus oben angeführten Gründen, vielleicht von ihren ersten Bekehrern, den Jesuiten, beigebracht wurde.

Von der letztgenannten Mittelrace (den Caribocos), unterscheiden sich endlich, sowohl durch eine gelblich-dunkelbraune Farbe als auch durch wolliges Negerhaar, die Cabras, oder die aus der Mittelrace (den Mulaten) mit Negern entstandene Mischung, welche gewöhnlich Sklaven, und von den Negern nur wenig unterschieden sind.

Creolen nennt man in Brasilien die von äthiopischen Eltern hier gebornen Kinder, welches besonders deswegen angeführt zu werden verdient, weil man in Westindien gewöhnlich unter Creolen, die von europäischen Eltern daselbst gebornen Kinder versteht.

Es ist nicht zu leugnen daß obige Verschiedenheit der Racen und Farben in Brasilien, eine Menge von Übeln in ihrem Gefolge hat, von denen eins der gewöhnlichsten beleidigender Stolz ist. Der Weiße dünkt sich nur zu oft über alle erhaben, Ihm

räumt der Mulate die erste Stelle nur ein, um die zweite zu behaupten, der Mamelucke hört es ungern wenn seiner Abstammung erwähnt wird, der Cabra glaubt sich besser wie der Neger, und letzterer, wenn er in Brasilien geboren ist, sieht nicht selten mit Verachtung auf den neuen Ankömmling von Afrika herab.

Mit der Zeit jedoch und sobald die Einfuhr der Neger ihr Ende erreicht haben wird, werden jene Verschiedenheiten wahrscheinlich so zusammen schmelzen, daß die Bevölkerung von Brasilien wesentlich dadurch veredelt werden muß. Denn da wir gehört haben daß der Einfluß des Climas die ursprünglich-brasilianische Race schwerer erlöschen läßt, die äthiopische dagegen leichter in ihr und der kaukasischen verschwindet, da es ferner wahrscheinlich ist, daß die Einwanderung der letztern in dem Grade zunimmt als die Zufuhr der Neger abnimmt, so glaube ich unter diesen Voraussetzungen, und indem ich die körperlichen Vorzüge der aus der amerikanischen und kaukasischen herstammenden Mittelrace dabei berücksichtige, annehmen zu können, daß Brasilien in der Folge von einem einzigen und schönen Schlag Menschen bewohnt werden wird.

Widmen wir nun den eigentlichen Herren von Brasilien, den Abkömmlingen der Europäer, unsere Aufmerksamkeit, und bestreben uns diese unpartheiisch zu beurtheilen, so kann ich nicht umhin zu gestehen (indem ich ihre physische Bildung hier insbesondere berücksichtige) daß der Körperbau derselben kraftvoll und schön ist. Selbst die Weiber, obschon sie unsern europäischen Schönheiten nördlicher Länder im allgemeinen nachstehen, gefallen durch ihren gewöhnlich üppigen Wuchs, durch ihr glänzend schwarzes Haar, durch ihr dunkles feuriges Auge, und durch eine meistens einnehmende und gefällige Physiognomie. Dagegen mangelt beiden Geschlechtern jener feine Teint, ohne den nach unsern Begriffen keine vorzügliche Schönheit gedacht werden kann; denn die Farbe des Brasilianers ist etwas gelblich, und die sanfte Röthe der Wangen mangelt fast gänzlich. Nur auf dem Hochlande der innern Provinzen, wie z. B. in Minas-Geraes, Minas-novas, Goyaz ꝛc. so wie auch in den südlichen Provinzen, wie z. B. St. Paul und Rio-Grande, findet man die äußere Bildung sich mehr der europäischen nähern, und blaue Augen, blonde Haare und eine blühende Gesichtsfarbe sind hier keineswegs

selten. Dagegen beobachtet man bei beiden Geschlechtern eine sehr bedeutende Neigung zur Corpulenz, die jedoch weniger in der Beschaffenheit des Climas als in einer Hinneigung zum Müßiggange, der durch die unselige Sklaverei nur zu sehr begünstiget wird, liegen mag.

Von Charakter ist der Brasilianer, (welches überhaupt bei südlichen Völkern mehr oder weniger der Fall zu seyn scheint) ernst, sowohl in allen seinen Handlungen, als selbst bei seinen Lustbarkeiten und Spielen. Er ist gegen seines Gleichen zuvorkommend höflich, gegen Obere leicht zu unterthänig, gegen Geringere zu gebieterisch, und gegen alle argwöhnisch, aber nicht tückisch. Auf der andern Seite ist er sehr gastfreundlich, in einem hohen Grade patriotisch, reinlich in seiner Kleidung und an seinem Körper, und äußerst mäßig im Genusse geistiger Getränke. Er besitzt nicht selten große Geistesanlagen, die aber bisher aus Mangel an Schulen und Ausbildung, nur wenig an's Licht traten.

Außer den Geschäften für den Unterhalt, (die jedoch bei dem wohlhabenden Brasilianer gewöhnlich durch die Sklaven besorgt werden), beschäftiget

sich derselbe vorzüglich gerne mit der Jagd, auf der man ihn beobachten muß um sich einen Begriff machen zu können von der Beharrlichkeit und Ausdauer in Ertragung der Beschwerden, da er in diesem Vergnügen oft Tage und Wochen lang die dichten Urwaldungen durchirrt, wo er sich gewöhnlich erst den Weg mit dem Waidmesser öffnen muß. Diese leidenschaftliche Liebe für die Jagd wird dem Staate aber nützlich, indem durch sie gute Schützen gebildet werden, die wenn das Vaterland die Hülfe der Militz (worin alle waffenfähige freie Brasilianer einverleibt sind) bedarf, von großer Wichtigkeit sind.

Die gewöhnlichsten Arbeiten der Weiber (welche letztere freilich nur zu oft die Sorgfalt für die Haushaltung und für die Erziehung der Kinder auf Sklavinnen beruhen lassen), sind feine Näharbeiten, Stikkereien, das Verfertigen von Garnspitzen, künstlichen Blumen, Wachsarbeiten u. s. w. In Hinsicht der Fruchtbarkeit der Brasilianerinnen ist solche bekanntlich sehr groß. Nur selten haben sie eine schwere Geburt zu bestehen, wozu Clima und die leichte weite Kleidung, die besonders auf Gemächlichkeit, (zumal in den mittleren und niederen Volksklassen) berechnet ist, unstreitig

vieles beitragen. — Auf dem Lande giebt es wenige Brasilianerinnen, welche die Schnürbrust dem Namen nach kennen, noch weniger dergleichen tragen.

In den Städten und Flecken ist die Kleidertracht beider Geschlechter, (gleichviel von welcher Race oder Mittelrace, wenn nur keine Sklaven), ganz die europäische, ohne jedoch einem so großen Wechsel durch die Mode unterworfen zu seyn wie bei uns. Auf dem Lande hat sie dagegen oft viel eigenes. So geben z. B. ein großer runder Filzhut, braune über dem Knie festgeschnallte Stiefel mit altmodischen großen silbernen Spornen beim Wohlhabenden, und dergleichen eiserne am bloßen Fuße festgeschnallte bei dem Ärmeren, und ein kurzes Wamms dem Mineiro, ein besonderes Ansehen. — Diejenigen welche Viehzucht treiben sind oft ganz in braunes Leder gekleidet. Diese Ausnahmen jedoch abgerechnet, ist die Tracht ebenfalls auf dem Lande der unserer Landleute ähnlich; im allgemeinen aber zeichnen sich die Brasilianer durch goldne und silberne Zierrathen, als Ketten, Knöpfe Ohrgehänge u. s. w. und am vortheilhaftesten durch reine Wäsche aus.

3) Sklaven und freie Neger.

Ehe ich zur Schilderung der dritten Hauptrace (der äthiopischen) übergehe, wird es zweckmäßig seyn einige Bemerkungen über die Sklaverei und den Sklavenhandel voraus zu senden.

Spuren der Sklaverei finden wir in der ältesten Geschichte der Völker, und wahrscheinlich gaben Kriege die erste Veranlassung dazu, und der Sieger, der seine Gefangnen nicht getödet hatte, glaubte sich berechtigt damit nach Gefallen schalten und walten zu dürfen. In dieser Hinsicht war die Einführung der Sklaverei für die Erhaltung der früheren Generation wichtig, obgleich auch wieder auf der andern Seite dadurch häufige Veranlassung zu langen und blutigen Kriegen entstand. Ich spreche hier weniger von solchen, die durch Empörungen der Sklaven herbeigeführt wurden, als von denjenigen Kriegen die zur einzigen Absicht hatten sich Sklaven zu verschaffen. Die Römer und andere Nationen bekriegten nicht selten benachbarte Völker aus diesem Grunde und europäische Habsucht hat zu gleichem Zwecke in neuerer Zeit unter Afrikas heis-

ser Zone, Nationen und Horden gegen einander gerüstet.

Unstreitig sind die meisten Sklaven, die heut zu Tage an der afrikanischen Küste an die Weißen und ihre Unterhändler verkauft werden, Kriegsgefangne. Ferner werden die freien Neger in ihrem Vaterlande ihrer Freiheit beraubt:

1) Durch Verbrechen wodurch sie von den ihrigen zur Sklaverei verdammt worden.
2) Durch Hinterlist geraubt, und
3) soll es zuweilen geschehen daß Eltern ihre Kinder, Männer ihre Weiber zur Züchtigung verkaufen.

Es ist sehr wahrscheinlich daß die Gelegenheit seine Landsleute verkaufen zu können, die Veranlassung zu dem vorstehenden gegeben habe, ja es ist sogar wahrscheinlich daß erst nachdem die Habsucht der Europäer diesen schändlichen Menschenhandel gründete, der schwarze Wilde auf den Fang seines Bruders ausging, der Mann sein Weib und der Vater sein Kind verkaufte. Um aber den rohen Wilden hierzu zu bewegen, bemühte man sich seine Bedürfnisse durch Gegenstände zu mehren die sein Vaterland entweder nicht erzeugte, oder die er sich

nicht zu verschaffen verstand. Um seine Freunde, Weiber und Kinder in Tausch zu erhalten, lehrte man ihn den Gebrauch des Eisens, des Schießgewehrs und anderer nöthigen Gegenstände. Aber nicht allein solche wandte man an den rohen Naturmenschen zu verderben, sondern auch ganze Schiffsladungen von Tand und Spielereyen gingen zu dieser Absicht nach Afrika. Gegenwärtig sind es jedoch vorzüglich Flinten, Pulver, Blei, Branntwein und grobe Baumwollenzeuge von Malabar, gegen welche die verschiedenen Negerhorden ihr Elfenbein, ihr Wachs und ihre Landsleute vertauschen.

Die Länder aus denen die Sklaven früher nach Brasilien kamen, bevor der Sklavenhandel durch die Traktate der letzten Friedensschlüsse auf der nördlichen Hemisphäre erlosch, liegen vom Äquator bis zum achten Grade südlicher und nördlicher Breite, und sind folgende: Mina, Gambinda, das Königreich Angola, Novo Redondo und Benquella. Capo verdo und seine Inseln versorgte ausschließlich die Capitania von Para damit. Seltner werden Sklaven von den Inseln Fernando, Pó, Ilho do Principe, St. Thome, do Anno Bom u. s. w. ausgeführt, da die Anzahl der Schwarzen daselbst unbe-

träglich ist, und kaum zum Landesbedarf hinreicht. Dagegegen kommen von der entgegengesetzten Seite von Afrika, von Mosambique, jährlich ungefähr 3000.

Nach Mendes *), (dem ich auch in andern Punkten folgte, wo dessen Aussage mit meinen auf sicheren Wegen erlangten Nachrichten übereinstimmte), soll der Neger im freien Zustande, wie alle andern mit ihm auf gleich niederer Stufe von Cultur stehenden Völker, nur arbeiten wenn sein Bedürfniß ihn dazu zwingt. Er pflanzt nur wenig Mais, Yam und dergleichen, und die Jagd und Fischerei beschäftigen ihn vorzüglich.

Die Verhältnisse dieser mehr im Innern lebenden freien Neger mit den an der Küste wohnenden

---

*) Determinar com todos os seus symtomas as doenças agudas, e chronicas, que mais frequentamente accomettem os Pretos recem-tirados da Africa; examinando as causas da sua mortandade des pois da sua chegada ao Bresil; se talvez a mutanza do Clima, se a vida mais laboriosa, ou se alguns outres motivos concorrem para tanto estrago, e finalmente indicar os methodos mais apropriados para evitalo, prevenindo-o, e curando-o. Tudo isto deduzido da experiencia mais sesuda, e fiel.

In den Memorias Economicas der Akademie der Wissenschaften. Lisboa 1812. Tom. IV.

Europäern und ihren Abkömmlingen und Sklaven, sind uns nur wenig bekannt, scheinen aber nicht immer gleich friedlich zu seyn, da man auch dort wie hier gegen die brasilianischen Wilden, Gränzwachen (Presidios) errichtete, um die Einwohner vor Ueberfällen zu schützen. Zu diesen Gränzwachen bringen die benachbarten Horden diejenigen gebunden, welche sie als Sklaven zu vertauschen gesonnen sind, und hier nehmen sie die Mäckler in Empfang, ziehen mit ihnen von Gränzwache zu Gränzwache, bis sie eine hinlängliche Anzahl Sklaven beisammen haben, wo sie sodann den Weg nach den portugiesischen Niederlassungen an der Küste antreten. Auf diesen Zügen werden die neuerhandelten Sklaven, mit dem mit ihnen gewöhnlich eingetauschten Elfenbeine und Wachse, so wie auch mit dem Proviante für die Rückreise beladen; aber schon auf diesen Reisen unterliegen viele dieser Unglücklichen durch Mangel an Schonung, selbst oft aus Mangel an Proviant, und obschon hierdurch der Gewinn jener Menschenmäckler geschmälert wird, so bleibt er doch immer noch beträchtlich genug um solche gefühllosen Seelen zu bereichern. Viele der neuerhandelten Sklaven kommen krank nach den

Seehäfen, wo sie gewöhnlich an einen zweiten Menschenhändler verhandelt werden. Man kann annehmen daß zuweilen die Hälfte dieser aus dem Innern eingebrachten Sklaven, in den Seehäfen, durch die schlechten Nahrungsmittel, durch die Enge des Raums in den man während der Nacht, Kranke und Gesunde zusammen sperrt, und überhaupt durch Mangel an Sorgfalt, auf immer durch den Tod der Sklaverei entrissen wird. — So nimmt auch Mendes an, daß von zwölftausend Sklaven die jährlich nach Loanda aus dem Innern gebracht werden, oft nur sechs- bis siebentausend nach Brasilien gelangen.

So mannichfaltig aber auch die Leiden der armen Sklaven während der Reise aus dem Innern nach den Seehäfen, und in letzteren selbst seyn mögen, so kommen sie doch noch keineswegs mit denen in Vergleich die sie während der Reise vom vaterländischen Strande nach Brasilien, zu erdulden haben. Denn um den Gewinn zu mehren sucht jeder Schiffer so viel Sklaven mitzunehmen als nur immer in das Schiff gepropft werden können, so daß ein Schiff von 150 schweren Lasten zuweilen sieben- bis achthundert dieser Unglücklichen einnimmt. Aus

gleich niedrigem Beweggrunde versehen sich auch gewöhnlich die Schiffer schon vor ihrer Abreise von Brasilien, für den Rückweg mit Proviant, der unter jener heißen Zone, bald mehr oder weniger verdorben ist. Eingezwängt in einen engen Raum sind also nicht selten sieben- bis achthundert dieser unglücklichen Afrikaner in einem Schiffe, und wenn schon mehrere Öffnungen frische Luft in den Raum leiten, so reicht dieß doch bei weitem nicht hin, bei den Ausdünstungen so vieler Menschen in einem heißen Clima, die Hitze erträglicher oder das Einathmen der verpesteten Luft weniger schädlich zu machen. Verdorbene Nahrungsmittel tragen hierzu nicht selten das ihrige bei, und so geschieht es häufig daß ein Schiff oft schon in den ersten Tagen der Reise mehrere Tode hat. Fürchterlich soll jedoch der Zustand auf einem Schiffe seyn, wenn durch widrige Winde die Reise verzögert wird, oder durch Nachlässigkeit Wassermangel eintritt. Ohnehin leiden schon die armen Sklaven den quälendsten Durst auf der Seereise, da das ihnen zugetheilte Maaß Wasser nach dem Vorrathe nicht aber nach der Hitze berechnet ist, in der diese Menschen unter dem Verdecke schmachten. Die natürlichsten und un-

ausbleiblichsten Folgen von allem diesem sind, daß tausende auf der Seereise umkommen, und man diejenigen, welche endlich Brasilien erreichen, glücklich schätzen muß.

Noch sind dergleichen angekommene Sklaven nicht alle Christen, sondern werden gewöhnlich erst nachdem sie in Brasilien verkauft sind, vom neuen Gebieter zur Taufe geführt. Auch wenn auf der Seereise das Schiff einen Sturm erleidet, oder sonst in Gefahr geräth, tauft sie der Schiffsgeistliche insgesammt und so schnell wie möglich, dadurch daß er Wasser über den ganzen Trupp hinsprengt. In Angola und Benquella wurden die Neger ehe man sie nach Brasilien einschiffte, auf folgende Weise getauft: Man stellte nämlich alle Sklaven die getauft werden sollten und deren Zahl oft hundert überstieg, zusammen, und der Seelsorger taufte sie mit einemmale und nach einem Namen. Da nun für jeden Sklaven der ausgeführt wurde, dem Geistlichen ein halber spanischer Thaler bezahlt werden mußte, so müssen bei den vielen jährlich ausgeführten Sklaven, die Diener der Kirche daselbst, ein bedeutendes Einkommen gehabt haben. Glücklich, wie schon gesagt, sind die armen Sklaven zu nennen, wenn

sie endlich das Ziel ihrer Reise erlangt haben. Aber auch aus andern Gründen ist die Ankunft in Südamerika und der Tag, an welchem sie hier verkauft werden, eine wichtige Epoche in ihrem Leben, und die Milde mit der man im allgemeinen die Sklaven in Brasilien behandelt, muß unstreitig den Schmerz lindern, den der Neger um den Verlust von Freiheit und Vaterland fühlt. Schon die Sklavenhändler hier behandeln sie mit mehr Sorgfalt, da die Reisen und Abgaben den Werth eines Sklaven bereits vervierfacht haben, und sie folglich mit dem Leben derselben, auch eine größere Summe verlieren. Nach den Häusern solcher Sklavenhändler in den Seehäfen werden die neuen Ankömmlinge gebracht, um hier wie jede andere Waare öffentlich aufgestellt und feilgeboten zu werden.

Ein seltsames und trauriges Schauspiel bietet sich dem beobachtenden Fremden dar, wenn er in den großen Seestädten die vollen Gewölbe solcher Sklavenhändler, nach der Ankunft neuer Ladungen besucht. Diese Gewölbe sind gewöhnlich so geräumig daß mehrere hundert Sklaven in ihnen untergebracht werden können. Ein buntes Taschentuch oder ein Stück wollen Zeug um die Schaamtheile

gebunden, macht ihre ganze Bekleidung aus. Die wolligen Haupthaare sind ihnen der Reinlichkeit wegen abgeschoren, und in der That einen so geschornen nackten Neger, der auf dem Boden sitzend und die Hände auf die Kniee gestützt, mit affenähnlicher Neugierde alles begafft, ein eher dem Orangoutang als dem Menschen ähnliches Geschöpf zu vermuthen, ist wohl nicht unverzeihlich *). Es ist jedoch wie schon gesagt mit traurigen Empfindungen verbunden, wenn der fühlende Mensch in das Gewölbe eines solchen Menschenhändlers tritt. Wie wenige mögen es aber mit andern Gefühlen besuchen, als mit denen man etwa bei uns auf einen Pferde- oder andern Viehmarkt geht. Ja um die Menschheit recht zu erniedrigen, werden viele Sklaven in Afrika sogar gezeichnet, ungefähr wie man bei uns die Schaafe u. s. w. zeichnet, nur mit dem Unterschiede daß man solchen das beliebige Zeichen mit Theer auf die Wolle schmieret, den Sklaven hingegen bald dieses, bald jenes Zeichen in die Haut brennt. — So sah ich junge Mädchen denen man teuflisch-grausam eins dieser

*) Thunberg's Reisen.

Zeichen mit glühendem Eisen auf die werdende Brust gedrückt hatte.

Diese aufgebrannten Zeichen sind es jedoch nicht allein, woran der Sklavenhändler und der Eigenthümer seine Sklaven erkennt, sondern er erkennt sie auch an dem häufig vorkommenden Tatuiren. Keine Gewohnheit ist vielleicht so allgemein unter den Nationen des Erdballs verbreitet wie das Tatuiren. Vom Nord- bis zum Südpol findet man Spuren davon, ja selbst auf den isolirten Inseln der Südsee ist sie zu Haus. So verschieden die Meinung über das Entstehen und Verbreiten dieser Gewohnheit ist, so würde es mich zu weit führen hier ausführlich darüber zu handeln, und ich begnüge mich daher bloß zu gestehen, daß ich das Tatuiren auch bei den verschiedenen Neger-Nationen für eine Auszeichnung zu halten gezwungen bin, und unter den stark tatuirten sich nicht selten die Anführer oder ihre Kinder befinden, welche nach der Besiegung ihres Stammes, mit den übrigen Gefangnen an die Europäer vom Sieger verkauft worden sind.

Im ganzen zeichnen sich die Neger durch schönes Ebenmaaß der Glieder aus, und zwar mehr

die Männer als die Weiber, doch findet man junge Mädchen die durch reizende Fülle der Gliedmaaßen, und vorzüglich durch einen vollen schönen Busen gefallen. Eine mediceische Venus aber wie mancher behauptet, konnte ich nicht unter ihnen entdecken *). Außerdem so bald die Negerinnen ein- oder zweimal geboren haben, erschlaffen die Brüste außerordentlich, und selbst Mädchen von zartem Alter sind hiervon nicht ausgenommen. Das Clima allein kann jedoch nicht als Haupturſache einer frühen Erschlaffung dieser Theile angesehen werden, sondern auch die Kleidung der Negerinnen, die selten in mehr als einem Hemde und einem Rocke bestehet. Nie habe ich jedoch gesehen, was andere Reisenden behaupten, daß die Negermütter dem auf dem Rükken befestigten Säuglinge die Brüste über die Schultern gereicht hätten, wohl aber daß Mütter zwischen dem Arme hindurch, selbst oft während der Arbeit ihre Kinder säugten, die in der Mitte des Rückens befestiget, ihr Köpfchen nach der Brust zu neigten.

Es gibt keinen bessern und sicheren Maaßstab

---

*) Bemerkungen auf einer Reise um die Welt, von G. H. v. Langsdorff.

zur Völkerkunde als die Feste und Belustigungen einer Nation. So lehrt uns ein einziges Stiergefecht den Spanier besser kennen, als ein Mondenlanger Aufenthalt unter dieser Nation, so finden wir das treueste Bild des Britten indem wir ihn bei seinen Pferderennen, bei seinen Jagdparthieen und Boxen beobachten, und so endlich giebt der rohe Schwarze, in dem ihn ergötzenden lärmenden Geschrei und dem Zerren seiner Glieder und Muskeln die klarste und richtigste Idee von der Stufe auf welcher er steht. Freilich sind diese Vergnügungen nicht nach unsern Begriffen beschaffen, sondern im Gegentheil im vollkommenen Widerspruch mit denselben; denn während wir uns bemühen den Körper bei'm Tanzen im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, und unsere Tanzmeister sich alle mögliche Mühe geben ihren Schülern die Basis des Tanzes, eine aufrechte ungezwungene Stellung zu lehren, sinnet der Neger nur darauf, seinen Körper auf's fürchterlichste beim Tanze zu verdrehen. Jede Muskel ist dabei in Bewegung, und jemehr es ihm gelingt sich durch Biegen und Zerren zu verunstalten, desto lauteren Beifall zollt ihm seine Nation. Man folge mir in das geräumige Gewölbe eines Sklavenhändlers der See-

Städte, um eine bedeutende Anzahl neuer afrikanischer Ankömmlinge nach ihrer vaterländischen Weise froh zu sehen, welches ihnen die Sklavenhändler um so lieber erlauben als sonst Mangel an Bewegung und Heimweh ihren barbarischen Gewinn leicht schmälern könnten.

Hier finden wir nun einige hundert geschorne nackte Schwarze, sowohl im Alter als Geschlecht verschieden, einen großen Kreis bildend, die flachen Hände häufig zusammenschlagend, mit den Füßen stampfend, und mit aller Kraft der Stimme einen sich stets gleichbleibenden dreitönigen Gesang herbüllend. Aus diesem Kreise tritt jetzt einer in die Mitte, dreht sich herum, verzerrt die Glieder, und zeigt darauf auf einen andern ihm beliebigen Neger, der so fort dasselbe thut; und so geht es ohne alle Abänderung weiter, bis man endlich aus Ermüdung sich genöthiget sieht auszuruhen. Dieser Rundgesangtanz hält zuweilen Stunden lang zum größten Verdrusse der Nachbarschaft solcher Gewölbe an.

Jährlich wurden sonst bei 20,000 Sklaven nach Rio-Janeiro gebracht, 12,000 gingen nach Bahia und 6 bis 8000 nach Pernambuco, Para und Ma-

ranhao, von welchen Seestädten sodann die inneren Provinzen damit versehen wurden. Man kann annehmen, daß die Bevölkerung Brasiliens noch vor kurzem durch 40,000 jährlich eingeführter Sklaven vermehrt wurde, welche Anzahl seitdem der Sklavenhandel auf der nördlichen Hemisphäre erloschen, ungefähr ein Drittel weniger betragen mag. Von diesen eingeführten Sklaven sind gewöhnlich ¾ männlichen Geschlechts, und unter den dreißigtausend welche gegenwärtig die jährliche Einfuhr ausmachen, befinden sich kaum achttausend erwachsne Männer und Weiber, die übrigen sind Kinder von verschiednem Alter, oft erst während der Seereise geboren.

Nicht alle von Afrika übergebrachten Sklaven wissen sich in ihr Schicksal zu finden, sondern viele unter ihnen suchen durch Selbstmord ihr freudenleeres Daseyn zu enden. Andere werden von Sehnsucht nach der Heimath aufgerieben noch ehe sie Brasiliens Küste erreichen, und wenn ein Schiff auf der Reise hierher, auf 10 Sklaven einen Todten zählt, so kann man annehmen daß die Hälfte davon aus Hang zum vaterländischen Boden, gestorben ist. Im allgemeinen gewöhnen sich jedoch

die Weiber leichter an die Sklaverei als die Männer, welches wohl daher rühren mag weil sie in allen Welttheilen bei rohen Nationen mehr oder weniger Sklavinnen sind und unter dem Drucke der Arbeit seufzen. So überläßt z. B. der Kamtschadale, der Tunguse, der Lappländer, der nordamerikanische Wilde, u. s. w. jedes Geschäft (außer der Jagd) dem Weibe. Von der Jagd zurückgekehrt pflegt er der Ruhe. Eben so handelt der brasilianische Wilde, und dieselbe Lebensweise finden wir auch bei den Negern. Es ist deßhalb nicht zu wundern wenn weibliche Sklaven weit lieber arbeiten, weit seltner murren, und weit leichter sich an die Sklaverei unter einem fremden Himmelsstriche gewöhnen, da sie ihnen von der Heimath her nicht fremd ist.

Der Preis der neuangekommenen Sklaven ist in Hinsicht des Alters, (wenn über 12 Jahre), nicht bedeutend verschieden. Gegenwärtig bezahlt man einen erwachsenen gesunden Sklaven oder Sklavin mit 150,000 bis 200,000 Rees oder circa 450 bis 600 Gulden Rheinisch. Ganz junge Kinder sind oft um $^2/_3$ oder noch wohlfeiler. Auf diesen Verkaufspreis kann man annehmen, daß der Sklaven-

händler einen Gewinn von hundert Procent, ja noch darüber hat, wenn unter den angekommenen Negern nur wenige Kranke sind. Dieses ist aber selten der Fall, da meistens der vierte Theil einer solchen Menschenladung krank ankommt, und viele andere, die bereits den Keim von Krankheiten mit sich herumtragen, unterliegen nachdem sie wenige Tage am Lande sind. Die Händler suchen daher die neuangekommenen Sklaven so schnell wie nur möglich zu verkaufen, und daraus mag denn vorzüglich der Gebrauch entstanden seyn Sklaven auf Zeit oder Credit zu erstehen, eine Einrichtung die für beide Theile, sowohl für den Käufer als auch für den Verkäufer vortheilhaft scheint, es aber vorzüglich bloß für den letzteren ist. Es werden nämlich von den Sklavenhändlern tausende von Sklaven, nachdem sie die besten darunter für baares Geld verkauft haben, an sichere Leute überlassen, um in einem oder anderthalb Jahren bezahlt zu werden, bis zu welchem Zeitpunkte der Negersklave oft so viel verdient hat als dieser Ankauf beträgt. Jedoch kommt es auch hierbei viel auf Glück an, denn wenn die neuen Sklaven wie es gewöhnlich der Fall ist, erkranken

und unglücklicher Weise sterben, gehen oft bedeutende Capitalien verloren.

Die Krankheiten dieser neuangekommenen Neger sind sehr zahlreich, und scheinen zu dem Ungemache und den Beschwerden denen sie unterworfen, im Verhältnisse zu stehen. Durch ansteckende Fieber, die Ruhr, den Scorbut und das Heimweh, sterben viele noch bevor sie an ihre neue Herren kommen, oder bald nachher, so daß man mit einiger Gewißheit annehmen kann, daß ein sechstel von denen die jährlich nach Brasilien kommen, in den ersten 3 Jahren wegsterben, denn auch die Pokken raffen noch eine große Zahl neuer Sklaven hinweg, obgleich sie unentgeldlich geimpft werden können, wozu an mehreren Orten, besonders in den See-Städten, Anstalten auf Kosten des Staats getroffen sind. Allein so groß ist oft die Gleichgültigkeit der Sklavenmäckler für das Leben der armen Schwarzen, daß sie von dergleichen Anstalten keinen Gebrauch machen, ja oft selbst Sklaven nach dem Innern des Landes abführen ohne einen einzigen vorher vaccinirt zu haben. — Es ist endlich nicht zu leugnen daß auch hier die meisten Kranken, aus

Mangel an Sorgfalt und geschickten Ärzten, umkommen.

Die Lage des Sklaven der für den Hausdienst bestimmt wird ist besser als desjenigen der das Feld bauen muß. Im allgemeinen sind aber die Arbeiten in den Zuckerpflanzungen und besonders beim Goldwaschen die beschwerlichsten.

Die Verhältnisse des Herrn zu seinem Sklaven sind durch Gesetze festgestellt, und der Sklave wird, wenn er Verbrechen begeht, nach den Landesgesezzen gestraft. Für kleinere Vergehen hingegen straft der Gebieter oder Eigenthümer, und da zuweilen diese Gewalt sehr gemißbraucht wird, so wird der Sklave dadurch zur Flucht und oft zur Rache verleitet. Erstere ist nicht selten, allein da der entlaufne Sklave nicht leicht einen Zufluchtsort findet, indem schwere Geldstrafe auf der Aufnahme desselben haftet, so treibt sie meistens der Hunger aus den Waldungen zu ihrem Herrn zurück. In einigen Gegenden, wie z. B. in Minas-Geraes, besonders in der Nachbarschaft von Villa Rica, wo die entlaufnen Sklaven sich in beträchtlicher Anzahl vereinigen können, indem man ihren Schlupfwinkeln nicht immer auf die Spur kommen

kann, stören sie die öffentliche Sicherheit sowohl der Reisenden als auch der Pflanzungen, indem sie sich auf Kosten der Eigenthümer der letzteren, durch Diebstahl, besonders von Vieh nähren. Diese entlaufenen Neger, welche man Gilomboles oder Buschneger nennt, sind gewöhnlich mit Bogen und Pfeil bewaffnet und üben zuweilen ihre Räubereien im Angesicht von Villa Rica aus. Sie morden nur selten, verstümmeln aber öfter ihre Gefangne, indem sie ihnen die Ohren abschneiden und den Mund aufschlitzen, oder wohl gar die Männer der Mannbarkeit berauben. Die so verstümmelten nackten Opfer werden von ihnen ausgeplündert und an Bäume gebunden, wo sie oft Tage lang schmachten bis der Zufall Menschen zu ihrer Rettung herbeiführt. Dergleichen verübte Grausamkeiten müssen jedoch die Buschneger gewöhnlich theuer bezahlen. Durch ein allgemeines Aufgebot der benachbarten Pflanzer, werden an einem bestimmten Tage die Gegenden wo man sie zuletzt sah oder wo man sie vermuthet von allen Seiten umzingelt, wobei alle die sich zur Gegenwehr setzen niedergeschossen werden. Nach geendigtem Treffen haut man den Getödteten die Köpfe ab, um an den Landstraßen zur Warnung

anderer, auf Pfählen aufgesteckt zu werden. Die Gefangnen dagegen kommen nach einer derben öffentlichen Züchtigung an ihre Herren zurück, oder es werden solche, wenn sie bedeutende Ausschweifungen begangen haben, auch zuweilen zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Diese Gilomboles oder Buschneger sind übrigens eben so feige als grausame Räuber, denn man hat Beispiele daß ein einziger beherzter Mann, mit dem Säbel in der Faust, 10 bis 12 derselben in die Flucht trieb. Ich selbst hatte Gelegenheit eine ähnliche Erfahrung zu machen. Indem ich nämlich eines Abends, im Urwalde verirrt, dem fernen Scheine von Feuer folgte, gerieth ich mitten unter eine Bande dieses Gesindels, die ich durch meine gespannte Doppelflinte nicht nur von einem Angriffe auf mich abschreckte, sondern selbst zwang mir den Ausweg zu zeigen.

Die große Anhänglichkeit der Sklaven an ihre Herren und die Theilnahme für ihre Mitsklaven werden dagegen mit Recht gerühmt. Unter einander theilen sie willig Freud und Leid, und es sind mir die auffallendsten Beispiele in dieser Hinsicht be-

kannt geworden. Ich habe Sklaven getroffen von denen man Geständnisse der Vergehungen ihrer Cameraden mit Martern zu erzwingen suchte, und die alles erduldeten, ohne auch nur das mindeste zu verrathen. Oft verfließen Wochen ehe ein Sklave durch ein Glas Brandwein seine leidenschaftliche Liebe zu diesem Getränke befriedigen kann, und doch wird er willig mit seinen Landsleuten, wenn solche gegenwärtig sind, theilen was er hat. Man hat ferner hunderte von Beispielen, daß Sklaven sich von ihrer eigenen kargen Mahlzeit die Hälfte abzwackten, um sie mit einem armen Landsmanne zu theilen, und dieses oft Monate lang heimlich fortsetzten.

Der Sklave hat kein Eigenthum, es sey denn (welches nicht selten bei den Pflanzern der Fall ist) daß man ihm ein Stückchen Land bewilliget um es an Sonn- und Feiertagen zu bebauen; der Ertrag davon reicht aber nach vielen Jahren und bei der größten Sparsamkeit kaum hin sich die Freiheit zu erkaufen. Ueberhaupt da der Preis um den der Sklave frei werden kann, obgleich durch das Gesetz bestimmt, doch mehr oder weniger von seinem Gebieter abhängt, und die Erwerbung der Summe

für die er sich seine Freiheit verschafft, von seinem Herrn gehindert werden kann, besonders wenn der Sklave geschickt ist und er ihn aus dieser Ursache ungern vermißt, so ist es ziemlich selten der Fall, daß Sklaven auf diese Weise zu ihrer Freiheit gelangen. Die meisten bleiben Zeitlebens in Knechtschaft, und können sich glücklich schätzen wenn ihr Herr sie verheirathet und ihnen erlaubt, für sich und ihre Familie ein Stückchen Land zu bebauen. Wiewohl nun der Sklave zu jeder Stunde zum Dienste des Herrn bereit seyn muß, so ist jedoch wie schon gesagt, die Arbeit im allgemeinen bei weitem nicht so drückend als man im Auslande glaubt, noch weit seltner aber ist es daß ein Aufseher mit der Peitsche in der Hand, die Sklaven zur Arbeit antreibt. Auch für die Erhaltung wird alle mögliche Sorgfalt getragen, schon aus der Ursache, weil die Anschaffung derselben mit bedeutenden Kosten verbunden ist, und jeder daher sucht das Leben seiner Sklaven möglichst zu verlängern, die vorerwähnten Menschenhändler ausgenommen, die auf immer der Fluch der armen Leidenden trifft. Die Abschaffung des Sklavenhandels ist für den Philanthropen um so wünschenswerther, als ich überzeugt bin daß,

wechselseitiger Dienstleistungen, die doch die Bande der Geselligkeit und Kultur unter den Menschen sind, entstehen.

Die Meinung aber, daß Sklaverei in warmen Climaten nothwendig sey und der Boden nur durch Schwarze angebaut werden könne, ist längst schon als irrig verworfen. Erzeugt doch Mexico beinahe alle seine Produkte durch freie Menschen und doch sind dort ebenfalls Plantagen, die zwischen 25 bis 30 tausend Arrobas *) Zucker zu Tage fördern. — Der Mensch ist überall thätig wo er Aufmunterung dazu findet. Seit Jahrtausenden blühet Industrie in dem heißen Indien, und die Bewohner von Tibets erstarrtem Boden liefern uns die schönsten Kunstprodukte. Wie nachtheilig übrigens Sklaverei auf die Bevölkerungszunahme eines Staats wirke, darüber nun noch einige wenige Beispiele.

Der Zeitpunkt, da Brasilien zuerst anfing mit Sklaven besetzt zu werden, scheint in das Jahr 1550

*) Die Arroba zu 32 Pfund.

zu fallen. Ich will indessen das 16te Jahrhundert ganz bei Seite setzen, und nur das 17te und 18te als Belege annehmen. Mehrere Statistiker Europas berechneten die jährliche Sklaveneinfuhr dieses Landes auf 40,000. — Daß diese Einfuhr zuweilen so stark gewesen seyn mag ist nicht zu bezweifeln, und ergiebt sich zum Theil aus dem vorhergehenden; indessen, wenn man die jährliche Einfuhr nur auf 10,000 annimmt, so wären in diesen zwei Jahrhunderten, zwei Millionen Neger in Brasilien eingeführt werden. Obgleich die Anzahl der gegenwärtig vorhandnen Sklaven nur auf 1,500,000 geschätzt, wird so hat man doch Ursache sie auf zwei Millionen anzunehmen. Aus diesem ginge nun hervor, daß die Einfuhr mit der noch vorhandnen Zahl im Gleichgewicht ist, Brasilien aber eher das doppelte dieser Anzahl mag erhalten haben.

So hatte z. B. die Colonie St. Domingo im Jahr 1777 ungefähr einen hundertjährigen Bestand. Bis dahin wurden in allem etwa 800,000 Neger eingeführt, die aber in eben gedachtem Jahre nur noch 292,000 Köpfe stark waren, obgleich diese Insel eine der gesündesten Westindiens ist, und die

Neger dort sehr gelind behandelt wurden. — Ungefähr dasselbe Verhältniß bieten andere Länder und Inseln dar, wo die Einfuhr der Sklaven erlaubt war.

Nach den genauesten Berechnungen scheint in den milderen Strichen Americas, die Verdoppelung der Bevölkerungszahl in 25 Jahren vor sich zu gehen. — So fand es Herr von Humbold in Mexico, so Blodget in den vereinigten Staaten, und so muß es auch in Brasilien seyn. Nehmen wir nun von der angenommenen Zahl von zwei Millionen Neger nur die Hälfte, und bringen sie zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Brasilien lebend in Anschlag, so ist es klar, daß dieses Land gegenwärtig vier Millionen Schwarzen haben sollte, der ferner eingeführten Million und der sich daraus ergebenen weiteren Bevölkerung nicht einmal zu gedenken. Herr Albal Galatin hat uns auch in dieser Rücksicht ein schönes und belehrendes Beispiel aufgestellt. — Nach vorgenommener Berechnung hat nämlich dieser Staatsmann gefunden, daß in den vereinigten Staaten die Bevölkerungszunahme unter den freien Schwarzen, in zehn Jahren von 1790

bis 1800 zwei und achtzig aufs Hundert betragen habe, während die der Sklaven nur 28 betrug, und dieses in einem Lande, wo diese Menschen der meisten Schonung genießen.

Ueberlegt man nun noch welche ungeheure Capitalien durch das unglückliche Dahinsterben der Neger verloren gehen, ferner, welchen nachtheiligen Einfluß Sklaverei auf den Wachsthum der Bevölkerung hat, und endlich, wie nachtheilig dieselbe auf die Sitten einer Nation wirke, so muß man von dem Wunsche beseelt werden, es möchte für Brasiliens Wohl bald der Zeitpunkt erscheinen wo die Sklaven-Einfuhr gänzlich aufhöre.

Da nun endlich diese Betrachtungen deutlich genug für das Herbeischaffen freier Colonisten sprechen, der Vortheil des Staates dieses erheischt und das Wohl von manchem braven Deutschen, der sich entschließt nach Brasilien zu wandern, davon mehr oder weniger abhängt, es aber von der höchsten Wichtigkeit ist, daß derselbe sich vorher über ein Land unterrichte, wo er das Glück seines künftigen Lebens sucht und es auch findet, wenn er mit Umsicht

dabei verfährt, so werde ich im zweiten Theile dieses Werks, wo ich von den verschiednen Erwerbszweigen, den Sitten und Gebräuchen u. s. w. handle, vorzüglich die fremden Einwanderer und ihr Intresse dabei im Auge behalten.

Berichtigungen.

Seite	3	lese man längs	statt längst
—	6	— — Pernipe	— Peruipe
—	—	— — nämlich	— als nämlich
—	—	— — seinen Anfang	— ihren Anfang
—	10	— — während seiner	— seinen
—	—	— — wegen des Falles	statt wegen dem Falle
—	13	ist der ganze Satz welcher anfängt: Die Gründe hiervon ꝛc. bis zum Punkt wegzulassen, da dasselbe in dem gleich darauf folgenden Satz nochmals gesagt ist.	
—	17	wahrscheinlicher kommt hier 2 mal sehr auffallend vor.	
—	27	durch diese Gräben ist ebenfalls doppelt.	
—	37	lese man Vegetation	statt Vegetation
—	51	— — Beispiele	— Beisptele
—	80	— — Bombyces	— Bombyus
—	—	— — Taschenuhr	— Taschen, Uhr
—	85	— — kaukasischen	— Kaukasischen
—	105	— — Taquara	— Jaquara
—	138	— — Genusse	— Geuusse
—	141	— — Generationen	— Generation

LIBRARY OF CONGRESS
0 015 919 535 1